Columbus und seine Zeit.

Historischer Roman

von

Marie Norden.

Vierter Band.

Wien.
Kober & Markgraf.
1861.

Prag, Druck von Jarosl. Pospíšil.

Zweite Abtheilung:

Die Entdeckung Amerikas.

Zweiter Theil.

Inhalt.

Seite

Erstes Capitel.

Der Bischof Fonseca.

Isabella von Castilien residirte noch immer im Alcazar von Cordova. Ein Gemach, ähnlich demjenigen, in welchem wir Elvira von Viana verließen, wurde von ihr als Privatzimmer benutzt. Sie saß auf einem Armstuhl an einem großen Marmortische, ihr Gemahl ihr gegenüber, Elvira in einiger Entfernung hinter ihr an einem Seitentische. Einige Herren in geistlicher Tracht standen in der Nähe.

Die hochsinnige Königin, welche vor den Mauern von Granada als der schöne Genius des Ritterthums durch die Reihen der christlichen Kämpfer ritt, war eine Matrone geworden. Der Gram hatte noch mehr als die Jahre ihre edlen Züge gealtert. Ihre Blüthe war dahin; die tieferen Linien um den Mund zeigten, daß sie viel geweint haben müsse. Auch ihre Jugendfreundin und

vieljährige Gesellschafterin, die Marquise von Moya, weilte nicht mehr unter den Lebenden; auch diese gehörte zu Denjenigen ihrer Lieben, welchen sie nur mehr ihre tiefe, innige Trauer widmen konnte. Doch war der Glanz des herrlichen, blauen Auges noch ungetrübt und sein Blick noch immer so durchdringend, wie in früheren, glücklicheren Tagen.

Der König Ferdinand war nach wie vor der tapfere Krieger, der schlaue, kalt berechnende Politiker, der unermüdliche Mehrer seiner Reiche, als welchen ihn die Geschichte kennt. Sein Aeußeres war wenig verändert.

Juan de Fonseca stand den Monarchen zunächst an der Seite des Tisches. Er war gegenwärtig Bischof von Cordova. Die besondere Gunst des Königs versetzte ihn nach und nach von einem Bischofsitze auf den andern, wobei ihm ein immer größerer Zuwachs an Einkommen und Würde zu Theil wurde. Dabei aber war er weit entfernt, sich um die mehr oder minder wichtigen Angelegenheiten der ihm anvertrauten, geistlichen Heerde speziell zu bekümmern. Er überließ dies den ihm untergebenen Geistlichen und hielt sich meistens nur in seinem Sprengel auf, wenn er in seine jedesmalige, neue Würde eingeführt wurde, oder wenn sich der König oder die Königin dort befanden, denen er zu referiren hatte. Die Einkünfte seines Bisthums genoß er trotz dessen unge-

stört. Gewöhnlich lebte er in Sevilla, wo er noch immer als Aufseher der indianischen Angelegenheiten fungirte, da ihn Talent und Neigung viel mehr zu dieser bureaukratischen Wirksamkeit als zu derjenigen eines geistlichen Oberhirten zogen. Bei der Verleihung geistlicher Aemter herrschte damals in Spanien ein solcher Mißbrauch, daß nicht selten sechsjährige Kinder schon zu Erzbischöfen und Archidiakonen ernannt wurden; dabei genoßen sie natürlich nur den größten Theil der Einnahmen dieser Aemter, welche einstweilen von untergeordneten Geistlichen verwaltet wurden.

Juan de Fonseca stattete dem Könige und der Königin Bericht über die indianischen Angelegenheiten ab, und fuhr in seiner Auseinandersetzung also fort:

„Der jüngste Bruder des Admirals Colon ist kürzlich mit einer Sendung aus der neuen Welt in Sevilla eingetroffen. Er bestätigt die Nachrichten, welche schon früher von dort herübergelangt sind."

Die Königin erwiederte:

„Der Admiral hat, indem er südlicher steuerte, einen großen Continent entdeckt. Seine Behauptung, daß seine ersten Reisen zu immer größeren Resultaten führen würden, ist dadurch zur Wahrheit geworden."

Fonseca fuhr darauf fort:

„Don Jacopo Colon bestätigt, daß der Admiral

*



bei seiner letzten Ankunft auf Hispaniola die Angelegenheiten des jungen Pflanzstaates in einer beklagenswerthen Verwirrung gefunden habe. Einige unzufriedene Europäer hatten eine Empörung gegen den Statthalter Don Bartolomäo Colon angestiftet. In diesem verzweifelten Aufruhr sind alle Angelegenheiten des Gemeinwohls vernachlässigt worden. Man mußte die Bergwerke unbearbeitet lassen und die Eingeborenen wurden auf das Unmenschlichste behandelt. Der Admiral war lange nicht im Stande, die Ordnung wieder herzustellen. Sein mitgebrachtes Schiffsvolk gesellte sich größtentheils zu den Meuterern. Ein ganzes Jahr lang erschöpfte er Unterhandlungen, Versprechungen, Bitten und Gewaltmaßregeln. Endlich bewilligte er den Aufrührern eine große Strecke Landes und gewährte ihnen die Erlaubniß, eine nicht unbeträchtliche Anzahl der Eingeborenen zu deren Bebauung zu verwenden."

„Man hat laut über die Colons geklagt," bemerkte der König, „und behauptet, daß sie sowohl die Spanier wie die Indianer unterdrücken, und nur an ihr eigenes Wohl, nicht an das der Colonie denken. Wenn ich ausreite, so umringt mich eine Schaar von heimgekehrten, mißvergnügten Ansiedlern, welche unumwundem die Zahlung der Rückstände fordern, um die der Admiral sie betrogen haben soll."

„Die Briefe zuverlässiger, in der Colonie anwesender Leute verdächtigen die Redlichkeit des Vicekönigs noch mehr,“ sprach der Bischof Fonseca weiter. „Im Vergleich mit seinen außerordentlichen Versprechungen ist bis jetzt nur wenig Gold nach Spanien gelangt. Die Europäer kehren bleich und gelb wieder heim aus diesem Wunderlande und zeigen mehr Gold auf ihren Gesichtern als in ihren Taschen. Der eigentliche Grund dieser dürftigen Ausbeute besteht darin, daß der Admiral die Einkünfte der Inseln zu seinem eigenen Gebrauche zurückhält, da er beabsichtigt, dort für sich selbst ein von Spanien unabhängiges Reich zu stiften.“

„Eine schwere Beschuldigung,“ sprach der König mit gerunzelter Stirn. „Ein Verbrechen, das dem Hochverrath gleichkommt.“

„Keiner darf es aussprechen, der es nicht zu beweisen vermag,“ fiel ihm die Königin lebhaft in's Wort. „Ich denke, daß manche Leute von hohem Ansehen gern das Vicekönigthum von Hispaniola für sich hätten, und deshalb Colon durch ihre Verläumdungen davon zu verdrängen wünschen. Eine terra firma von unbegränzter Ausdehnung liegt jetzt vor ihnen; die Bergwerke auf Hispaniola werden bald reiche Ausbeute liefern; auch hat Colon neue Perlenbänke aufgefunden. Durch alles dies

wird die Statthalterschaft der neuen Welt zu einem lockenden Köder für Habsucht und Ehrgeiz."

„Bis jetzt," entgegnete Ferdinand trocken, „sind die Ausgaben, welche uns diese Goldländer verursachen, bei weitem größer als die Einkünfte, welche uns von dorther geworden sind."

„Und wenn es so ist, wenn ich es nicht erleben sollte, daß uns ein zeitlicher Gewinn aus diesen überseeischen Ländern wird, so will ich alle diese Kosten gern aufwenden, um allen diesen armen, heidnischen Indianern Christenthum und Gesittung zu bringen. Dieser Punkt ist und bleibt mir wichtiger als alle Schätze, welche die neue und die alte Welt enthalten können."

Die Königin hatte diese Worte mit aller der Innbrunst gesprochen, welche ihr schwärmerischer Glaubenseifer von jeher über diesen Gegenstand kund gegeben hatte. Die Anwesenden schwiegen. Sie gab endlich dem Bischof ein Zeichen fortzufahren, und dieser hob mit gelassener Miene und gedämpftem Ton wieder an:

„Es könnte dennoch möglich sein, daß der Admiral zum Regieren nicht so befähigt ist wie zum Durchschiffen der Meere. Er ist ein Fremder, und diesen erkennen die Castilier nicht gern als Herrn über sich an. Auch ist er zum Regieren weder geboren noch erzogen. Die immerwährenden Zwistigkeiten in der Colonie bewei-

sen es. Früher schon empfahl er einen regelmäßigen Tausch von indianischen Sklaven gegen die Waaren, welche zum Unterhalt des Pflanzstaates erforderlich sind, und fügte hinzu, daß ihre Bekehrung dann um so leichter in Spanien selbst gelingen würde."

„Hierzu habe ich nicht meine königliche Bestätigung gegeben," sprach Isabella. „Colon hat mir oft genug von dem sanften, harmlosen Character dieser Bewohner der neuen Welt erzählt. Es würde eine gottlose Grausamkeit sein, die Gräuel der Sklaverei über sie zu verhängen, ehe man noch einen Versuch zu ihrer Bekehrung gemacht hat. Ich habe lieber fromme Männer in den indianischen Sprachen unterrichten lassen, damit diese als Sendboten in die neue Welt gehen und ihnen das Evangelium verkündigen. Ich will auf jeden Fall erst die Meinung anderer gelehrten Männer hören, ob es gerecht und zulässig sein kann, also über die Freiheit von Mitmenschen, die nichts gegen uns verbrochen haben, zu verfügen."

„Was ist Deine Meinung hierüber, Cardinal?" fragte der König, indem er sich an einen etwas weiter zurück Stehenden wandte.

Franceско Ximenes, der gleich mehreren Andern früher Beichtvater der Königin gewesen, und welcher nach Mendoza's Tode Erzbischof von Toledo geworden war,

erhob das blasse, abgezehrte Gesicht, heftete seine tief-liegenden Augen auf die Königin und sagte:

„Die wilden, ungläubigen Völker besitzen weder geistliche noch bürgerliche Rechte. Ihre Seelen sind zur ewigen Verdammniß bestimmt, ihre Leiber das Eigenthum der christlichen Nation, die ihren Boden eroberte, indem sie das Banner des Kreuzes über ihm wehen ließ."

Eine Pause trat ein. Die Königin sah endlich Fonseca wieder fragend an. Dieser sagte:

„Don Francesco de Bovadilla ist lange schon von der Gnade Eurer Hoheit ernannt, um als Bevollmächtigter der Krone nach Hispaniola zu gehen, und die Angelegenheiten der Colonie in ihr selbst zu untersuchen."

„Ich habe dies schon vor einem Jahr gethan," erwiederte die Königin, „doch habe ich noch immer die Ausführung dieses meines Befehls verschoben. Ich hoffte stets, daß bessere Nachrichten einlaufen und sie dadurch überflüssig werden würde. Du hast mir diesen Bovadilla empfohlen?"

„Er ist Ritter von Calatrava," versetzte Fonseca, „dabei bescheiden, verständig, geschäftskundig und sehr billig denkend. Ich wüßte Keinen, der zugleich dem Admiral weniger unangenehm sein könnte. Eure Hoheit haben ihn mit höchster Machtvollkommenheit in allen bürgerlichen und peinlichen Dingen bekleidet. Er soll alle

Diejenigen verhören und richten, die sich gegen Colon verschworen haben. Alle Festungen, Schiffe und Vorrathshäuser sollen ihm ausgeliefert werden; er kann über alle Stellen verfügen und allen Denen, welche die Ruhe der Insel stören, gebieten, nach Spanien zurückzugehen und sich vor das Antlitz unserer gnadenreichen Herrscher zu stellen."

„Diese Vollmachten sind außerordentlich," sprach die Königin; „ich weiß es. Man sagte mir, daß es nothwendig sei, sie auf diese Weise auszustellen."

„Es ist jetzt der Zeitpunkt gekommen, zu welchem es dringend nöthig wird, den Ritter Bovadilla wirklich nach Hispaniola abgehen zu lassen," sagte Fonseca. „Der Verwirrung aller Zustände in der Colonie wird auf keine andere Weise abzuhelfen sein."

Isabella sah nachdenkend vor sich nieder. Dann sagte sie:

„Nein, nein! Ich kann mich nicht dazu entschließen; es könnte den Admiral kränken; er könnte einen Beweis unseres Mißtrauens gegen ihn darin erblicken. Unsere Frau verhüte, daß wir ihm auf irgend eine Weise wehe thun."

„Doch erklärte er selbst in seinem letzten Briefe an Dich," nahm der König das Wort, „daß es ihm durchaus nicht unangenehm sein würde, wenn ein anderer



Richter herübergeschickt werde. Sein Bruder, der Statthalter, befände sich unter den Parteien, und wenn er über diese zu Gericht sitze, so könne er selbst sich leicht parteiisch zu dessen Gunsten gestimmt fühlen. Er hat noch lange zu thun, ehe er alle die Schätze zusammenhäuft, mit denen er das heilige Grab erobern will."

Die Königin schwieg. Der Cardinal Ximenes erhob wieder seine harte, weittönende Stimme:

„Dieser Gedanke war erhaben und löblich. Das fluchwürdige Gift des Mohamedanismus dringt im Osten unseres Welttheils weiter und weiter vor; es überwuchert das Christenthum und schlägt seine Bekenner nieder, indem es den Fuß auf ihren Nacken setzt. Das gottverfluchte Geschlecht der Osmannen bläht sich auf im Uebermuth und schlachtet die Bekenner des Kreuzes zu Tausenden dahin. Auch wir müssen mit Feuer und Schwert für unsere heilige Religion kämpfen, damit ihr nicht bei uns ein gleiches Schicksal werde. Leicht werden wir nach Afrikas Küste das Banner des Kreuzes tragen können, und wenn wir alsdann mit ihm gen Jerusalem gehen wollten, so würde ich aller Menschheit das Kreuz predigen und gleich Peter dem Eremiten vor unseren frommen Schaaren mit dem Schwerte und mit der Fahne der Mutter Gottes einherziehen und bis zum letzten

Hauche meines Mundes rufen: Gott will es! Gott will es!"

Die sämmtlichen Anwesenden folgten dem Beispiele der Königin, welche sich stumm bekreuzte und das Haupt beugte. Auf dem düstern Antlitz des Erzbischofs gab sich die wilde Begeisterung seines Innern kund, und in seinem dunkeln, tiefliegenden Auge blitzte alle jene rücksichtslose Energie, welche sein Alter von mehr als sechzig Jahren weder geschwächt noch gemildert hatte. Der Bischof Fonseca war indessen entfernt, sein lange gehegtes Vorhaben, den endlichen Sturz des Admirals herbeizuführen, aufzugeben. Den wirksamsten Grund, um Isabella's schützende Hand von ihm abzulenken, hatte er bis zum Schluße seiner Berichterstattung aufgespart, und säumte nicht, ihn nunmehr darzulegen, da er den Augenblick für günstig dazu hielt:

„Es sind abermals zwei Schiffe aus Indien angelangt, welche dreihundert Sklaven an ihrem Bord haben. Der Admiral hat sie den Meuterern bewilligt, welche sie auf dem Markte von Sevilla verkaufen wollen."

„Wie?" rief Isabella unwillig, „nach welcher Machtvollkommenheit verfügt Colon also über meine Unterthanen, denn das sind diese Indianer so gut wie die Castilianer!"

„Er wird kein anderes Mittel gewußt haben, um sich in seiner Würde als Vicekönig zu behaupten," sprach Fonseca mit Achselzucken. „Auch wird er gedacht haben, daß seine Befehle in den Angelegenheiten der Colonie gewichtiger seien, als diejenigen der entfernten Herrscher des Mutterlandes."

„Da befindet er sich in einem großen Irrthum!" fuhr die Königin aufgeregt fort. „Ich will, daß diese armen Menschen mit Güte und Wohlwollen behandelt werden sollen. Wenn auch ihre Seelen in Nacht gehüllt sind, so haben sie dies nicht durch Abfall vom heiligen Glauben verschuldet, da ihnen nie zuvor sein Licht angezündet wurde. Lasse sogleich durch ganz Andalusien in meinem königlichen Namen bekannt machen, daß Jeder, der indianische Sklaven besitzt, die ihm der Admiral zugesichert hat, sogleich für deren Rückkehr in ihr Vaterland sorgen müsse, wo sie so frei sein sollen, wie jeder Spanier, der sich des Schutzes unserer Gesetze erfreut."

Der Bischof verbeugte sich. Die Königin fügte in gleicher Aufregung hinzu:

„Das Benehmen des Admirals in dieser Angelegenheit ist sehr schlecht!"

Der Blick ihres seitwärts gerichteten, erhobenen Hauptes traf den zweiten der geistlichen Herren, welcher nicht weit von Ximenes stand. Es war der Erzbischof

Deza von Sevilla, Beichtvater des Königs. Dieser Prälat hatte den eigenthümlichen Geschmack, in seinem Palaste einen zahmen Löwen zu halten, der ihn begleitete, wenn er ausging, und zu seinen Füßen lag, wenn er die Messe las. Er nahm jetzt die vielleicht zufällige Beachtung der Königin für eine Aufforderung zum Reden, und sagte mit besonderer Betonung:

„Doch wolle nicht vergessen, erhabene Königin, daß Colon Deinem Staate große Dienste geleistet hat."

„Nie werde ich dies thun," erwiederte die Königin.

„Du warst von jeher der Vorredner und Begünstiger des Colon, guter Vater," sagte der König trocken.

„Ich glaubte dadurch, Gott und den Herrschern wohl zu dienen," entgegnete der Erzbischof von Sevilla.

„Du meinst es gut, heiliger Vater," sprach Isabella etwas gelassener. „Weil ich Colon's Verdienste schätze, so wird er stets vor unserer unmittelbaren Ungnade gesichert sein. Doch dürfen derartige Verfügungen nicht wiederholt werden. Der neue Bevollmächtigte wird diesen schreienden Mißbräuchen abhelfen."

„So befiehlt Eure Hoheit, daß er sofort nach Hispaniola abgehe?" fragte Fonseca.

„Er möge sich unverzüglich einschiffen und dort bessere Zustände herstellen," sprach Isabella. „Ueberbringe ihm mein Gebot!"

Der schlaue Priester entfernte sich froh, endlich das Resultat erreicht zu haben, an dessen Vollendung er jahrelang gearbeitet hatte. Wäre Isabella von Castilien immer den Eingebungen ihres edlen, wohlwollenden Herzens, nicht nur zu oft denjenigen der glaubenswüthigen Priester gefolgt, die sie umringten, so würde nur Segen auf ihrem Andenken haften! —

Der nächste, welcher in die königliche Gegenwart zugelassen wurde, war kein Anderer, als der gelehrte Juwelier von Cordova, Jayme Ferrer. Die Königin, welche so gern jedes wissenschaftliche Verdienst in ihrem Reiche ermunterte, hatte sich lange schon als die besondere Gönnerin dieses berühmten Reisenden bewiesen, der seine Erfahrungen und Ansichten in mehreren Werken veröffentlichte, welche die Bewunderung seiner gelehrtesten Zeitgenossen erregten. So wie sie ihm in der Ferne ihre Beachtung angedeihen ließ, ermangelte sie auch nicht, hin und wieder persönlich mit ihm zu verkehren, wenn sie in Cordova anwesend war. Er beugte nach der spanischen Sitte sein Knie zur Begrüßung der Herrscher, und blieb dann einige Schritte von der Thüröffnung entfernt stehen, die Anrede der Königin erwartend.

„Du hast unser Antlitz gesucht, wackerer Meister," sprach diese mit ihrer gewohnten Leutseligkeit. „Hast Du eine neue Sendung aus fernen Landen an kostbaren Ge-

steinen erhalten, welche Du uns zur Auswahl vorlegen möchtest, oder willst Du uns erinnern, daß noch nicht der ganze Schmuck bezahlt ist, den Du uns für die Infantin Juanna liefertest, als diese nach den Niederlanden abging? Wenn Du nicht länger warten willst oder kannst, so will ich Dir einen Theil meiner Juwelen verpfänden, denn mein Schatz ist durch alle diese Ausgaben in der alten und neuen Welt sehr erschöpft."

„Es waltet keine so dringende Nothwendigkeit deshalb ob," sprach Jayme Ferrer. „Ich wünsche in einer andern Angelegenheit die Gnade Eurer Hoheit anzurufen."

„So hast Du vielleicht eine Beschreibung Deiner letzten Reise nach Palästina drucken lassen? — Wenn Du uns eine dieser Schriften bringst, so sei versichert, daß wir sie in Gnaden aufnehmen und sie mit Vergnügen lesen werden."

„Ich hoffe in späterer Zeit auf diesen Bewies Eurer Huld," versetzte der Steinschneider, „denn mein Buch ist noch nicht gedruckt. Heute bin ich zu den Stufen Eures Thrones gedrungen, um Euch anzuflehen, den Schirm Eurer Gnade über einen Verfolgten zu breiten, den man der Freiheit beraubt hat und mit dem Tode bedroht."

„Wo befindet er sich und was ist sein Verbrechen?" fragte die Königin.



„Er ist einer jener Maurenhäuptlinge, die in Euren früheren Kriegen dem Sultan Boabdil zur Seite standen. Sein Name ist Reduan Benegas."

Elvira von Viana schrack bei der Nennung dieses Namens zusammen, doch wurde diese Bewegung von Keinem der Anwesenden bemerkt, da Alle ihre Aufmerksamkeit den Redenden zuwandten. Die ihrige war so sehr gefesselt, daß sie ihr Auge nicht mehr von dem Steinschneider abwandte, wenn sie gleich die äußeren Zeichen ihrer Aufgeregtheit unterdrückte.

„Er besitzt einige Ländereien in der Nähe von Malaga. Eure Hoheiten gaben sie ihm nach dem Friedensschluß in Santa Fé zurück."

„Ich erinnere mich dessen," sagte der König. „Er war Einer unserer furchtbarsten Feinde."

„Doch habt Ihr ihm Euer königliches Wort gehalten," fuhr Ferrer fort. „Er lebte in Oran und genoß dort die Einkünfte seines Eigenthums in Andalusien, indem er dieses nur hin und wieder auf einige Wochen besuchte. Kürzlich hielt er sich abermals dort auf, um es zu veräußern, da Euer Befehl nicht nur hinfort keine Mauren in Eurem Reiche dulden will, sondern ihnen auch gebietet, jegliches feste Besitzthum zu verkaufen und den Erlös mit sich nach ihrem neuen Vaterlande zu nehmen."

„Ja," sagte der König, „wer von diesen Ungläubi-

gen nicht das Christenthum annehmen will, verlasse Spanien. Bekehrung oder Verbannung ist die Wahl, die wir ihnen gestellt haben. Unsere letzten Befehle in Betreff der Mauren gleichen jenen, welche wir früher hinsichtlich der Juden erließen. Wir haben einen schweren Feldzug geführt und den Aufruhr dieser ungläubigen Hunde niedergeschlagen. Unser großer Feldherr ist unsere rechte Hand in diesem Kriege in der wilden Sierra gewesen. Wir haben unsere siegreiche Fahne auf den Berggipfeln aufgepflanzt und sie flattert über ihre breiten Thäler und volkreichen Städte."

Der König schwieg. Der Steinschneider fuhr fort:

„Reduan Benegas ist beschuldigt worden, als Abgesandter jener in Afrika hausenden Maurenstämme hier erschienen zu sein, mit welchen Spanien sich jetzt im Kriege befindet. Er soll im heimlichen Einverständniß mit seinen in der Nähe von Malaga zerstreut auf dem Lande wohnenden Glaubensgenossen sein und diese bewogen haben, gegen die königlichen Befehle zu handeln. Diese verbieten den auswandernden Mauren, Gold und Silber für ihr hier befindliches Eigenthum anzunehmen und mit auszuführen. Er soll sich dies unterfangen und auch Andere dazu veranlaßt haben. Doch sind diese Beschuldigungen ganz unerwiesen; trotz dessen hat man ihn in Malaga in's Gefängniß geworfen und verweigert seine Freilassung.

Meine Bitte an Eure Hoheiten geht dahin, ihm diese mitsammt der Erlaubniß zu gewähren, daß er sich mit dem Erlös seines Eigenthums ungehindert aus Castilien entfernen dürfte."

„Diese Angelegenheit gehört zu Deiner Befugniß, Cardinal," sprach der König zu diesem. „Du bist Oberketzerrichter von Spanien. Die Stunde, zu welcher wir die Messe vor unserem Hausaltare ansetzten, hat geschlagen. Wir dürfen den Dienst Gottes nicht um der Menschen willen versäumen. Nimm den wackeren Meister mit Dir und entscheide nach bester Erkenntniß über sein Anliegen."

„Aber übe nicht allein die Strenge der Gerechtigkeit," sprach die Königin, welche sich erhoben und ihre Hand in diejenige des Königs gelegt hatte. „Bedenke, daß wir vor Gott allzumal Sünder sind. Vielleicht hat ein längerer vertrauter Umgang mit den Christen ihn unserem heiligen Glauben geneigter gemacht. Richte ihn nach der Barmherzigkeit, die wir besonders gegen besiegte Feinde walten zu lassen wünschen, so weit unser Scepter reicht."

„Diese sanften Gefühle gegen hartnäckige Sünder machen Deinem gütigen Herzen Ehre, fromme Tochter," sprach der Cardinal. „Allein es ist nicht Zeit, die Hände in den Schooß zu legen, wenn die Trümmer des Moha-

mechanismus wanken. Die wilde Empörung dieser Kinder des Satans ist gedämpft; wir dürfen nicht säumen, sie nach wie vor mit starker Hand niederzuhalten, damit das Unkraut nicht wieder üppig wuchere, sondern mit der Wurzel ausgerottet werde."

Die meisten Anwesenden folgten den jetzt im Abgehen begriffenen Herrschern. Nur der Steinschneider schloß sich dem Cardinal an, welcher sich nach der andern Seite hin entfernte.

Zweites Capitel.

Cardinal Ximenes.

Diesem Kirchenfürsten war während seiner Anwesenheit in Cordova der eine Flügel des alten Khalifenpalastes eingeräumt worden. Die von ihm bewohnten Gemächer waren mit der Pracht ausgestattet, welche sich für den wichtigsten Mann in Spanien nächst den Herrschern gebührte. Vermöge seiner Würde als Erzbischof von Toledo und als Primas von Spanien stand er nicht nur in seinem engern Vaterlande, sondern auch in der ganzen Christenheit an Reichthum und Einfluß nur dem Papste nach. Dennoch mußte man annehmen, das Ximenes sich die glänzenden Aeußerlichkeiten seiner Umgebung nur widerwillig gefallen ließe. Wenigstens gab er kein Zeichen des Behagens, als er durch die prunkenden Räume schritt. Er machte Halt in seinem Privatzimmer, welches so einfach eingerichtet war, das es fast an die strenge

Dürftigkeit einer Franziskanerklause erinnerte. Wohl war Jayme Ferrer's Wunsch begründet gewesen, sich in der Angelegenheit seines Schützlings an die Königin selbst zu wenden, da von ihrer Güte und von der Rücksicht, die sie dem lange von ihr gekannten Steinschneider angedeihen ließ, weit eher ein günstiger Erfolg zu erwarten war, als von der eisernen Strenge, welche die Ansichten und Handlungen des Cardinals Ximenes zu leiten pflegte.

Dieser große Staatsmann hatte während der wenigen Jahre, die er am Ruder war, eine Menge Mißbräuche abgeschafft, und hielt so sehr wie die Königin darauf, daß alle öffentlichen Aemter mit redlichen und tüchtigen Männern besetzt würden. Trotz aller erhobenen Widersprüche hatte er eine nothwendige Reform der Bettelorden durchgeführt, den ihm untergebenen Geistlichen weise Vorschriften gegeben und eine Universität gegründet. In dieser Universität Alcala veranstaltete er später die Herausgabe eines Werkes, welches allein seinen Namen unsterblich gemacht haben würde. Es war die Bibel in sechs prächtig gedruckten Foliobänden, in den verschiedenen Sprachen, in welchen die heiligen Schriften ursprünglich verfaßt wurden, woran sich ein hebräisches und chaldäisches Wörterbuch knüpfte. Sie ist „Polyglotte“ oder „complutensische Bibel“ genannt worden, und es erforderte die Vollendung dieses Werkes, besonders die Her-

beischaffung der alten Handschriften des Textes, einen unglaublichen Aufwand an Geld, Zeit und Mühe. Doch war Ximenes' Seele, die so viele großartige Ideen hegte und so viele außerordentliche Entwürfe ausführte, von dem Gifte jener Zeit, der Unduldsamkeit, befleckt. Isabella und Ferdinand wollten den bei der Uebergabe von Granada eingegangenen Bedingungen treu bleiben. Trotz dessen hatte Ximenes mit Güte und Strenge, durch Ueberredungen, Geschenke und Zwangsmaßregeln die Bekehrung gegen die spanischen Mauren durchgesetzt, alle ihre Moscheen in christliche Kirchen verwandelt und endlich — als ihre Empörung von den christlichen Rittern mit Feuer und Schwert in den Bergen zu Boden geworfen war — die letzten, harten Regierungsmaßregeln gegen sie veranlaßt. Ayxa la Horra's düstere Prophezeiungen waren nur zu bald in Erfüllung gegangen. Er begnügte sich indessen nicht, die Mauren in Europa zu verfolgen, sondern unternahm es später sogar, ihnen in Afrika entgegen zu treten. In der Schlacht bei Oran führte er selbst die Spanier in erzbischöflicher Kleidung an, über welcher er einen Harnisch trug. Seine jetzt erreichte hohe geistliche Würde hatte ihn nie bewogen, von der strengen Regel der Franziskaner abzugehen, welchem Orden er früher angehörte. Er trug das härene Hemd und den Strick unter dem Purpur des Cardinals; unter

seinem mit Sammt, Seide und Goldstickerei geschmückten Bette war eine elende, hölzerne Pritsche verborgen, auf welcher er — wenn er nicht den harten Fußboden zu seinem Lager erkor — sich am Abende hinstreckte, ganz so, als sei er noch der einfache Mönch, der eifrigste Jünger des heiligen Franz von Assissi. Diese strengen Grundsätze und tadellose Reinheit seiner Sitten hatten ihm durch ganz Spanien den Ruf der Heiligkeit erworben und seine so oft geprüfte Tugend hatte auch die schwerste aller Proben — die Schmeicheleien eines Hofes — siegreich bestanden. Die ernste Zucht der harten Klosterregel hatte sein Herz gegen die Umstrickungen der Ueppigkeit gestählt, wenn es sich auch gegen diejenigen des Ehrgeizes nicht ganz so fest bewies. *)

Jayme Ferrer blieb eine Weile schweigend vor dem mächtigen Manne stehen. Dieser hatte einen hölzernen, grobgearbeiteten Schrank geöffnet und eine Pergamentrolle herausgenommen, welche er aufmerksam durchlas. Das bärtige, durchfurchte Antlitz des vielgereisten Juweliers zeigte indessen keine Spur von Blödigkeit oder Zagen. Er blickte im Gegentheil mit einer Art von aufmerksamer Forschbegierde auf den Cardinal, den man ohne das ihn

*) Siehe über Ximenes: Ferdinand und Isabella, die Katholischen, von Prescott.



umgebenden Purpurgewand für einen der uralten Einsiedler aus den Wüsten Syriens oder Egyptens hätte halten können. Der festgeschlossene Mund gab die nämliche, düstere Entschlossenheit kund, welche sich auf der umwölkten, kahlen Stirn und in den zusammen gezogenen Brauen aussprach. Endlich richtete Ximenes seine lange, hagere Gestalt auf, legte die Pergamentrolle auf den einfachen Tisch vor ihm und sagte in einem Ton, der jedoch weniger entschieden klang, als Ferrer ihn zuvor gehört hatte:

„Es ist mir über die Angelegenheit des Reduan Benegas bereits Bericht erstattet worden, doch habe ich mich noch einmal genau darüber unterrichtet, damit ihm in keiner Hinsicht Unrecht geschehe. Allein die Beschuldigungen gegen ihn sind nur zu sehr gerechtfertigt. Wenn Du sagtest, daß sie unerwiesen sind, so verläugnetest Du die Wahrheit. Er wird die Strafe seines tadelnswerthen Beginnens erleiden müssen."

„Laßt mich Euch erinnern, hochwürdiger Herr," sprach der Steinschneider bescheiden, „daß die Königin Euch Barmherzigkeit anempfahl."

„Ich wünsche sie walten zu lassen," sprach der Cardinal, „doch dürfen die strengen Befehle gegen alle jene Sendlinge aus Afrika nicht umgangen werden, welche ihre noch unter uns weilenden Glaubensbrüder zu so

mancher Widersetzlichkeit gegen die königlichen Befehle aufreizen. Man wird sein Eigenthum einziehen und ihn zehn Jahre in strenger Haft halten. Das Urtheil ist bereits gefällt und mir zur Bestätigung zugesandt."

„O, halte sie zurück, hochwürdiger Cardinal!" rief der Steinschneider flehend. „Zehn Jahre lang des Lichtes und der Freiheit beraubt in einem dumpfen Kerker verbringen zu müssen, ist schlimmer für ihn als der Tod, da er stets ein bewegtes Leben führte und ihm die frische Luft so nothwendig ist, wie der Athem selbst!"

„Ich kann ihn nicht begnadigen," sprach der Cardinal. „Es würde ein Beispiel sein, aus welchem manches Unheil hervorgehen könnte, da andere Schuldige auf eine gleiche Straflosigkeit rechnen würden."

„Willst Du mir Freiheit der Rede gestatten, großer Kirchenfürst?" fragte Ferrer bescheiden.

„Sprich ungehindert," war die Antwort.

„Willst Du der längst entschwundenen Tage gedenken," fuhr der Steinschneider fort, „als Du im Kloster unserer lieben Frau zu Castannar Deinen Aufenthalt genommen hattest?"

„Ich hatte mich dorthin geflüchtet," antwortete Ximenes, „um endlich dem Strudel menschlicher Leidenschaften zu entgehen, der mich überall hin verfolgte, da sich die Frommen in Schaaren zu dem Beichtstuhl drängten,



in welchem ich vordem den Pflichten meines heiligen Berufes vorstand. In jener dunkeln, bergigen Einöde, welche das Kloster umgiebt, hoffte ich endlich mit Gott allein sein zu dürfen."

„Du hattest Dir," sprach Ferrer weiter, „in diesem dichten Kastanienwalde mit eigener Hand eine Hütte erbaut, die kaum so groß war, daß Du in sie treten konntest. Hier verbrachtest Du Deine Tage im Gebet und in Betrachtungen über die heilige Schrift; gleich den alten Klausnern lebtest Du nur von Kräutern und Wasser, und übtest Dich im Fasten, Wachen und Geißeln."

„Ja," sprach der Cardinal, indem sich eine augenscheinliche Befriedigung in seinen Zügen malte, „ich wünschte gleich dem heiligen Franziskus die Abtödtung des Fleisches zu erreichen. Ich errang dies glorreiche Ziel, und in der Einsamkeit meiner Nächte durfte ich mich Entzückungen hingeben und des Umgangs himmlischer Geister genießen. Diese geweihten, friedevollen Stunden in der Einsiedelei zu Castannar sind die schönsten meines Lebens!"

Er hielt inne und richtete seine dunkeln Augen gen Himmel, indem sie noch einmal von jener Schwärmerei strahlten, welche man früher so oft in ihnen gelesen hatte. Dann ergriff er den an seinem Gürtel hängenden Ro-

senkranz und seine Lippen bewegten sich leise. Jayme Ferrer hob nach einer Pause wieder an:

„Eines Tages hatte man vom Kloster aus zu Dir gesandt, Du mögest in ein Haus gehen, welches einzeln am Saume des Waldes lag, um einem Sterbenden die Absolution zu bringen. Du hattest fast einen halben Tag vom Kloster aus auf Waldpfaden zu wandern; sie waren ungewöhnlich lebendig, denn es strömten mancherlei Gläubige an dem Tage herzu, da es offenbar geworden war, daß das Muttergottesbild in der Klosterkirche wunderthätig sei. Aber auch eine Schaar räuberischer Uebelthäter brach hervor und überfiel die Frommen. Ihr Anführer hieß Jose Silva. Du tratest ihnen mit dem erhobenen Christusbilde entgegen und verhießest ihnen Gottes Strafgericht für ihre Frevel. Sie antworteten Dir mit Hohn und steinigten Dich, bis Du einem Todten gleich am Wege liegen bliebst."

„Ich mußte reden, als es an der Zeit war," sprach Ximenes halb vor sich hin, halb zu dem Steinschneider gewendet, „und dachte unter den tödtlichen Waffen, daß die Krone des Märtyrerthums mir gleich San Stefano aus der Höhe der Himmel winke."

Jayme Ferrer sprach weiter:

„Alle Frommen eilten an Dir vorüber, theils um noch vor dem Abend das Kloster zu erreichen, theils um

den Räubern zu entfliehen, deren Rückkehr sie fürchteten. Dich, der Du für sie dem Tode getrotzt hattest, ließen sie hilflos am Wege liegen. Da kamen zwei Wanderer von Toledo her, die ihr Maulthier hinter sich gehen ließen. Sie hoben Dich auf, wuschen Deine Wunden aus und verbanden sie mit köstlichem Balsam, den der Eine mit sich führte. Als die Räuber wieder nahten, schlug sie der Andere in die Flucht, und es retteten also diese beiden Männer zweimal Dein Leben."

„Mein erster Blick fiel auf sie, als ich meine Besinnung wieder erlangt hatte," versetzte Ximenes, bei dem es immer mehr hervortrat, wie gern er diese Erinnerung an die Zeit, die er die glücklichste seines Lebens nannte, an seinem Geiste vorübergehen ließ. „Er trug Helm und Schwert wie Gideon. Wenn er ein Held war, so mußte sein Begleiter ein Weiser sein, der sich in der ärztlichen Kunde wohl erfahren zeigte. Sie waren Retter von Gott gesendet, der mich noch zu andern Dingen bestimmt hatte."

„Sie banden Dich auf eins ihrer Maulthiere fest," fuhr Ferrer fort. „Der Ritter ging neben Dir, Dich mit seinen Armen stützend und auf ihnen tragend, bis Du Deine Klause wieder erreichtest. Hier pflegten sie Dich noch einige Tage, indem der Rasen ihr Bett, der Himmel ihr Dach war. Dann erst schieden sie, nachdem sie

sich Dir als Gomez Ruis und Aaron Avila genannt hatten. Da sprachst Du ihnen ein Gelübde der Erkenntlichkeit aus, dessen Zeugen nur die steilen Berge der Wildniß ringsum waren, und gabst ihnen als deren sichtbares Zeichen einen Rosenkranz, den Du selbst aus dem Holze einer verdorrten Kastanie geschnitzt hattest. Dieser Rosenkranz — hier ist er!"

Ferrer zog bei diesen Worten den genannten Gegenstand unter seinem Wammse hervor und reichte ihn dem Cardinal hin. Dieser nahm ihn in seine lange, fleischlose Hand, indem seine Augen bald darauf, bald auf dem Steinschneider ruhten. Endlich sagte er langsam:

„Ich sprach dabei, daß alle Heiligen und alle Engel, die sich damals so oft meinem Geiste offenbarten, mein Gelübde hören würden — ich erkenne den Rosenkranz — aber Dich erkenne ich nicht — auch heißt Du Jayme Ferrer —"

„Die Jahre," versetzte dieser, „und die Strapazen, denen ich mich auf meinen weiten Reisen aussetzte, haben mein Aeußeres verändert. Der heilkundige Weise war ich, der Held ein Maure, welcher den Panzer eines christlichen Ritters trug. Wir zogen von Toledo nach Malaga, wo damals El Zagal herrschte. Dieser wünschte einige Juwelen für seine Lieblingssultanin von mir einzuhandeln, und ich begab mich zu ihm, um ihm eine

Auswahl davon vorzulegen. Den Mauren hatte er mir als Boten und Geleitsmann geschickt. Wir verschwiegen unsere wahren Namen, da wir unerkannt weiter zu gehen wünschten, und handelten gleich Samaritern, die sich Deiner erbarmten, als die Gläubigen Dich hilflos in Deinem Elende liegen ließen. Der Maure ruft heute durch mich zu Dir aus seinem Kerker und fleht Dich an, ihn zu erretten, wie er einst Dich der Noth entriß!"

Die Worte des Redenden hatten nach und nach einen ernsten Pathos angenommen, welcher feierlich durch die Stille des Gemaches schallte. Ximenes sagte nach einer Pause:

„Wenn auch Dein Aeußeres anders in meinem Gedächtnisse lebte, so mußt Du es dennoch sein, denn Keiner sonst könnte mir alle diese geringfügigen Umstände erzählen, Keiner mir den Namen des Räuberhauptmanns nennen, der der Schreck der Gegend war, so wie diejenigen jener beiden Reisenden; Keiner mir diesen Rosenkranz zeigen. Aber wenn Du eine so starke Mahnung an mich geltend machen konntest, warum wendetest Du Dich nicht gleich an mich? Warum riefst Du zuerst die Gnade der Herrscher in einem Falle an, der mich vor Allen angeht?"

„Isabella's Herz ist gütig," antwortete der Gefragte, „und da sie mir manche Beweise der Gnade hat

angedeihen lassen, so hoffte ich, daß sie mein Fürwort berücksichtigen würde. Auch ist die Dankbarkeit eine Pflicht, an die wir uns oft nicht gern erinnern, wenn wir auf der Höhe des Lebens angelangt sind. War doch Dein erstes Wort, daß Du keine Barmherzigkeit an dem Andersglaubenden üben wolltest."

„Sie soll ihm dennoch werden," sprach der Cardinal, dessen Haltung jetzt wieder die frühere war. „Ich will mein Gelübde erfüllen. Wenn dieser Maure der Krone einige Einkünfte zu entziehen gesucht hat, so will ich diese ihr doppelt von dem meinigen ersetzen, und ihm freies Geleit nach Afrika bewilligen. Ich werde sofort einen Boten absenden, der ihm seine Begnadigung ankündigt, welche auch die Königin mir anempfahl. Gieb ihm den Bescheid mit: Du habest mir den Rosenkranz des Bruders Francesco aus Castannos gezeigt, und der Großcardinal von Spanien habe ihn eingelöst. Doch möge er sich der Feindseligkeit gegen die Christen enthalten, damit mich mein Gewissen nicht zwänge, noch einmal die Strenge der Gesetze gegen ihn walten zu lassen."

„Er wird Deinem Willen nicht ferner zuwider handeln, sondern sich ungesäumt aus Spanien entfernen," sagte der Steinschneider, dessen Seele von aufrichtiger

Bewunderung erfüllt war. „Nimm mein Wort zum Pfande, meine Person als Geißel dafür."

„Geh' in Frieden Deines Weges, mein Bruder," sprach der Cardinal in einem so wenig strengen Tone, wie man ihn selten von ihm gehört hatte. „Aber sage mir zuvor, welches Gute ich Dir für Deine Person erweisen kann. Reizen Dich die Güter dieser Erde, Gold oder sonstiger Besitz? — Fordere von mir, was Deine Wünsche Dir eingeben. Wenn es mir mein Gewissen nicht verbietet, so werde ich sie erfüllen."

„Ich danke Dir," sprach Jayme Ferrer. „Ich habe mehr des irdischen Besitzthums, als ich gebrauche, und lege keinen Werth auf Vermehrung meines Reichthums. Sollte ein Tag kommen, an dem ich noch einmal einen Beweis Deiner Gunst wünschen müßte, so werde ich mich an sie wenden."

„Thue dies. Mögen die Heiligen Dich in ihren Schutz nehmen, mein Bruder!"

Mit diesen Worten machte der Kirchenfürst das Zeichen des Segens und der Steinschneider verließ das Gemach. —

Wenige Stunden erst waren nach dieser Unterredung verflossen, als man eine Sänfte in den engen, gewundenen Straßen Cordovas erblickte, auf welcher das königliche Wappen von Arragonien prangte. Sie

hielt endlich vor dem Gitterthor des unscheinbaren, wenn auch weitläufigen Hauses, welches Jayme Ferrer bewohnte, an. Donna Elvira trat aus der Sänfte über den reizenden, mit Marmor und bunten Fayenceplatten ausgelegten Hof, den eine Arkade von korinthischen Säulen umgab. Wenn auch das Aeußere der Wohnung nicht in die Augen fiel, so war dagegen das Innere ganz so anmuthig und freundlich, wie man es bei den Wohlhabenden dieser reichen Stadt zu finden gewohnt war. Auch hier ein murmelnder Springbrunnen im zierlich ausgelegten Becken, auch hier blühende Lauben und schattige Bänke. Die eine Seite der Arkaden enthielt das reiche Waarenlager des Steinschneiders, köstliche Juwelen und sonstiges Gestein. Es hatte durchaus nichts Auffallendes, daß eine der ersten Edeldamen der Königin hier erschien, da es nur zu häufig vorkam, daß vornehme und reiche Frauen sich selbst hier zeigten, um entweder neue Gegenstände des Schmuckes einzukaufen, oder schon besessene umzutauschen, oder anderweitige Veränderungen mit ihnen vornehmen zu lassen.

Donna Elvira trat verschleiert in die Bude. Die anwesenden Gesellen erwiederten ihr auf ihre hastige Frage, daß der Meister in einem der inneren Gemächer beschäftigt sei. Sie eilte dahin, ehe er noch gerufen werden konnte, und fand ihn schreibend an einem Tische

sitzen. Er zeigte bei ihrem Anblicke weniger Ueberraschung, als sie erwartet hatte, und lud sie ein, sich auf einem der in der Nähe befindlichen Polstersitze niederzulassen.

„Ich habe," sprach sie, „so eben in Eurer Bude eine Armspange mit Rubinen eingehandelt. Doch wünsche ich noch über eine andere Angelegenheit mit Euch zu reden, Meister, und habe Euch daher aufgesucht, wo ich Euch ohne Zeugen treffen kann."

Sie enthüllte ihr Antlitz. Er verbeugte sich und sagte:

„Ich erkannte Euch schon an der Stimme, Sennora. Eure Gestalt und der Adel Eurer Bewegungen haben mir sogleich Donna Elvira von Viana verrathen."

„Ich muß Euch doppelt dankbar für dies genaue Andenken sein," entgegnete sie, „da ich Euch nur einige Male in der Gegenwart der Königin gesehen habe."

Er antwortete nur durch eine beistimmende Bewegung. Sie hob nach kurzer Pause an:

„Ihr waret heute Morgen bei der Königin, um über einen Maurenhäuptling zu sprechen, den man in Malaga eingekerkert hatte. Ihr nanntet ihn Reduan Benegas."

„Er war früher in Malaga und später unter König Boabdil in Granada ein Mann von großer Bedeutung," entgegnete Ferrer.

„Und oft genug den Christen furchtbar," fügte sie hinzu. „Allein seit dem Friedensschlusse von Granada ist er nicht mehr unser Feind. Bei dem letzten Aufstande im Gebirge ist sein Name nicht genannt worden. Auch ich wünsche ihm die Freiheit und die Zurückgabe seines Eigenthums, und hätte gern meine Bitten mit den Eurigen vereinigt, doch war der Augenblick nicht günstig, da der König die weitere Erörterung dieses Gegenstandes für den Augenblick abschnitt. Auch war die Königin durch die vorhergegangenen Verhandlungen über andere Sachen noch etwas aufgeregt und daher nicht geneigt, sich sogleich ausführlich mit dieser zu beschäftigen. Ich fürchte jedoch, daß der Cardinal sie nicht aufschiebt, denn er ist der unermüdliche Widersacher der Mauren. Er wird auch hier unerbittlich gewesen sein. Sagt mir, was sich thun läßt. Kann durch Geld etwas für Euren Schützling geschehen, kann sein Loos einstweilen erleichtert werden? — Ich bin erbötig, seinetwegen mit dem Cardinal zu reden, obgleich ich nicht glaube, daß dies für den Gefangenen von einigem Nutzen sein kann; denn Ximenes hat noch nie eine Fürsprache — von welcher Seite sie auch gekommen ist — gelten lassen, wenn er nicht wirklich überzeugt war, daß ihr Gegenstand derselben würdig sei. Ich komme sobald wie es mir möglich war zu Euch, da ich glaube, daß sein Schicksal ungesäumt bestimmt sein wird. Es

würde sich noch verschlimmern, wenn ihm alle Einzelheiten von Benegas' Lebenslauf bekannt wären."

„Allerdings," versetzte Ferrer halblaut, „denn Reduan, der große Emir, ist ein Renegat."

Elvira schrack leicht zusammen und entgegnete schnell:

„Er ist ein großer Sünder, wolle Gott dereinst seiner Seele gnädig sein! — Dennoch bewies er sich gegen mich und Don Arnold edelmüthig, als wir uns in der Gefangenschaft der Mauren befanden."

„Er hielt vor dem Thurm des Commares mit einigen Pferden, als Ihr Euch von diesem herablie̤ßet," erwiederte er, „führte Euch selbst bergabwärts und gab Euch für Eure weitere Flucht einen Geleitsmann mit. Ohne ihn wäre sie Euch nie gelungen."

„So ist es," sprach Elvira hastig. „Ich sehe, er hat Euch alle diese Umstände mitgetheilt. Ihr kennt also den Grund meiner Theilnahme für ihn. Welchen Bescheid hat Euch der Cardinal hinsichtlich seiner gegeben?"

„Er läßt ihm vollständige Gnade angedeihen," antwortete der Steinschneider, „giebt ihm sein bewegliches und unbewegliches Eigenthum zurück, dabei sicheres Geleit aus seinem Kerker nach Afrika, wo er sich in ungefährdeter Freiheit hinfort aufhalten kann. Die ganze Anklage wird niedergeschlagen und der Cardinal ersetzt

aus eigenen Mitteln allen Schaden, der etwa aus dem früheren Betragen des Beklagten für die Krone entstanden sein kann. Ich habe so eben den Brief vollendet, welchen ich auf das Geheiß des Cardinals dem Boten mitgeben werde, der ihm seine Begnadigung überbringt. Ich erzähle ihm darin einige Umstände, die ihm unter seinen gegenwärtigen afrikanischen Glaubensverwandten in den letzten Jahren nicht zu Ohren gekommen sein werden."

Er überreichte der Donna mit diesen Worten das Schreiben, mit dem er bei ihrem Eintritt beschäftigt gewesen war. Sie nahm es mit staunenden, zweifelnden Blicken und überlas es. Dann sank es mit ihrer Hand nieder und sie ließ ihre großen Augen lange fragend auf seiner Gestalt ruhen. Endlich sagte sie gedämpft:

„Welche Mittel und Wege besitzest Du, seltsamer Mann, um den strengsten, unbeugsamsten Mann in Spanien, seinen dritten König, gleich wie Mendoza, zur Barmherzigkeit gegen einen Ungläubigen zu stimmen — ihn, den unnachsichtigsten Verfolger der Mohamedaner, der laut verkündet, daß nach seinem Willen hinfort auch kein einziger Heide mehr in Spanien gefunden werden soll? Und weshalb nimmst Du, der gelehrte Steinschneider von Cordova, so freundlichen Antheil an einem dieser Heiden, der ein fluchwürdiges Verbrechen beging, indem

er von unserm heiligen Glauben abfiel, und der sich kein Verdienst um Dich erwarb, welches Dich gebieterisch treibt, ihn vor Schaden zu bewahren, wenn dies irgend möglich ist?"

Ferrer erzählte ihr zur Antwort auf diese Fragen in kurzen Worten das Ereigniß im Walde von Castannos, welches er unlängst in die Erinnerung des Cardinals zurückgerufen hatte. Als er geendet, richtete Elvira die nämliche Frage an ihn, die auch dieser ihm gethan hatte:

„Und wenn Du so Vieles bei diesem Manne zu fordern hattest, warum wendetest Du Dich nicht sogleich an ihn, sondern erst, nachdem der Befehl des Königs Dich dazu nöthigt?"

Ein seltsames Lächeln erschien auf dem Antlitze des Juweliers; er erwiederte:

„Ihm selbst habe ich geantwortet, daß ich gefürchtet hätte, er würde nicht geneigt sein, sich in seiner gegenwärtigen hohen Stellung der Zusagen zu erinnern, die er als armer, einsiedlerischer Klosterbruder ertheilte. Ein zweiter, verschwiegener Grund war aber derjenige, daß er sich zu genau meines damaligen Aeußern erinnern und es mit meinem gegenwärtigen vergleichen könne. Sein Scharfsinn hätte ein Blick in meine Vergangenheit thun können, der verhängnißschwer für mich geworden wäre.

Auch hätte ich es gern umgangen, ihm den Namen zu nennen, welchen ich ihm damals als den meinigen angab."

„Und wie war dieser Name?" fragte sie mit der größten Spannung.

„Aron Avila," antwortete er leise.

Dennoch machten diese beiden Worte einen Eindruck auf die Donna, als wenn sie mit Posaunenschall ihrem Ohr verkündet würden. Sie starrte ihn wieder unverwandt an und fragte dann in einem fast ängstlichen Tone:

„Mann, wer bist Du?"

Er stand auf, ging zum Haupteingange, verschloß diesen, und verschwand durch eine andere Thür, deren Dasein man nicht in der Wand unterschied. In den nun folgenden Minuten schweigender Erwartung ließ Elvira ihre Blicke durch das Zimmer schweifen. Mehrere Balken der Decke und andere Pfeiler in den Wänden waren reich verziert, ihre von früheren maurischen Einwohnern vor Jahrhunderten eingegrabenen, arabischen Sinnsprüche wohl erhalten. Elvira's Gedanken waren indessen zu sehr anderweitig beschäftigt, als daß sie durch diese Eigenthümlichkeit hätten gefesselt werden können. Bald auch stand Jayme Ferrer wieder vor ihr. Aber mit dem Aeußern des gelehrten Steinschneiders war eine auffallende Ver-

änderung vorgegangen. Seine Haltung war aufrecht, sein Haupt kahl, das Antlitz weniger dunkel und runzlich, der Bart und die Brauen dünner und mehr grau als weiß. Elvira's Staunen hatte den höchsten Grad erreicht, und sie sagte leise, als beantworte sie sich selbst ihre eben gestellte Frage:

„Aron Avila — Hebräer — maurischer Magier — gelehrter Steinschneider — Du bist es, den ich in allen diesen verschiedenen Erscheinungen gesehen habe! — Ich würde bei Dir an Zauberei glauben müssen, wenn nicht Dein Thun zu edel wäre, als daß ihm irgend eine bösartige Beigabe ankleben könnte!"

„Denkt Euch, edle Donna, andere Gewänder als diejenigen, welche ich gegenwärtig trage, und Ihr werdet eingestehen, daß meine Wandlung vollständig ist."

Der provinzielle Accent, der sonst seiner Sprechweise anklebte, war verschwunden. Er sprach ein so reines Castilianisch, wie es der Mann gethan hatte, mit dem sich jetzt Elvira's Gedanken beschäftigten. Sie nahm nochmals das Wort:

„Wunderbarer Mann, der Du die lockendsten Versprechungen unserer Königin zurückwiesest, der Du dem schrecklichen Großinquisitor trotztest, wie war es Dir möglich, seiner Rache und seinen Folterknechten unbeschädigt zu entgehen?"

„Ich erfaßte ihn bei seinem Aberglauben und fand ihn alsdann schwach wie ein Kind," antwortete der Angeredete mit verächtlichem Lächeln. „Doch schwebte der Arm des schrecklichen Tribunals lange genug drohend über mir. Ich fand es daher gerathen, ihm einstweilen zu entgehen, indem ich mich in Granada aufhielt. Dort war es wieder der Aberglaube, durch welchen ich seinen Gebieter zu meinem Spielzeug machte."

„Und durch Dein überlegenes Wissen," fügte sie hinzu. „Du und Benegas waren unsere Beschützer und Befreier. Ich habe sehr gesorgt, daß Boabdil Deinen Antheil an unserer Flucht erfahren und Dich hart dafür strafen würde."

„Auch seinem Zorn entzog ich mich zur rechten Zeit," erwiederte der Steinschneider, „indem ich lange vor ihm nach Afrika entfloh. Von diesen beiden Widersachern hat mich der Tod erlöst. Thomas von Torquemada ist den Kasteiungen erlegen, die er selbst über sich verhängte. Boabdil el Chico ist im Kampfe gegen einen Stamm seines Glaubens gefallen, nachdem er bei einigen befreundeten Häuptlingen in Fez und in Marokko gastliche Aufnahme gefunden und diese auf ihren Kriegszügen begleitet hatte."

„So hörte ich," sagte Elvira tief bewegt. „Und



Ayxa la Horra, die edle Sultanin, weilt sie noch auf der Erde?"

„Sie lebt, um den Untergang ihres Geschlechtes in Einsamkeit und Zurückgezogenheit zu betrauern," entgegnete er. „Die Welt bietet ihr keine Freude mehr. Ihr Blick ist über das Grab hinaus gerichtet, doch will sie nicht freiwillig die Stunde der Erlösung, der endlichen, fessellosen Freiheit herbeiführen."

„Und Du selbst, seltsamer Mann, wie kamst Du zu dieser letzten wunderbarsten Verwandlung?"

„Ich ging nach Smyrna, wohin mich schon lange Handelsgeschäfte riefen. Einige Jahre verblieb ich dort, bis Jayme Ferrer aus Cordova mich aufsuchte. Wir waren lange genaue Freunde, sein Haus stets das meinige, wenn ich mich länger oder kürzer in Cordova aufhalten konnte. Ich willigte ein, ihm nach Jerusalem zu folgen. Wir erreichten, nachdem wir es wieder verlassen, eine wüste Gegend und mußten in ihr Zelte für unser Nachtquartier aufschlagen. Da überfiel uns ein diebischer Beduinenstamm, erschlug unser Gefolge und raubte den größten Theil unserer Habe. Auch mein edler Freund war unter den Sterbenden. Ehe er jedoch dahinschied, setzte er mich mündlich zum Erben seines ganzen Nachlasses, sowohl in der Fremde wie in der Heimath ein.

Er ermahnte mich, diese von Gott selbst so sichtlich gebotene Gelegenheit zu ergreifen und in einer andern Gestalt nach Spanien zurückzukehren, in die Fußtapfen zu treten, die er dort verlassen habe. Der verfolgte Hebräer durfte nur unter diesem Gewande in seinem Vaterlande weilen. Ich war der einzige Europäer, der nicht dem mörderischen Anfalle des heidnischen Gesindels unterlag. So bestattete ich denn mit aufrichtigen Thränen meinen theuren Freund im Sande der Wüste, nahm den Theil seiner Habe zu mir, den die Beduinen zurückgelassen hatten, und trennte mich bald von den wenigen übriggebliebenen Begleitern. Ihr wißt, daß mir viele der geheimen Kräfte der Natur und ihrer Erzeugnisse bekannt sind; mit ihrer Hilfe konnte ich mein Aeußeres demjenigen meines hingeschiedenen Freundes so ähnlich machen, daß kein Mensch die Täuschung bemerkte. Glücklicherweise hatten die Beduinen alle Schriften zurückgelassen, in welchen Ferrer die Ergebnisse dieser seiner letzten Reise verzeichnete, so wie auch den Geleitbrief, den ihm die Königin von Castilien für diese durch alle Länder und Meere ausgestellt hatte, die er dabei berühren würde. Da ich Monate lang mit ihm zusammenlebte, so ergänzten seine damaligen mündlichen Mittheilungen, was mir noch hätte fehlen können. Ich vermochte es, als Jayme Ferrer nach Cordova, in diese Räume zurückzukehren, in denen ich

so oft lange an seiner Seite geweilt hatte und deren geringste Einzelheiten mir bekannt waren. Mein erstes Geschäft in ihnen war wieder, alle hier befindlichen Bücher und Schriften des Dahingeschiedenen durchzusehen und mich auf diese Weise auch mit allen seinen hiesigen Verhältnissen so genau bekannt zu machen, als sei sein Lebenslauf wirklich der meinige gewesen. Daß Ihr selbst mich nicht erkannt habt, ist der größte Beweis, wie vollständig diese Veränderung war, die ich mit meinem Aeußern vorgenommen hatte."

Elvira hatte ihm mit athemloser Spannung zugehört. Als er nun schwieg, versetzte sie schnell:

„Jetzt kann ich begreifen, warum Du ungern den Cardinal an Aron Avila erinnertest. Das Wagniß ist groß. Steht Dir Reduan so nahe, daß Du seinetwegen Deine eigene Sicherheit auf's Spiel setzest? Verdient seine blutbefleckte, gottvergessene Vergangenheit eine solche Aufopferung von Deiner Seite?"

„Er betet zu dem unbekannten Gotte, den Du und ich gleich ihm verehren," sprach Jayme feierlich. „Sei dies in einer Moschee, in einem Tempel oder in einer Kirche, bedecke er sein Haupt mit einem Turban oder mit dem Helm eines christlichen Ritters — es wird dem Weltgeist gleich sein; denn dieser sieht nicht die irdische Hülle,

sondern nur das Herz an, das in ihr lebt. Wenn er Blut vergossen hat, so diente er dadurch den Herren und dem Stamme, denen er seine Treue gelobt hatte und die von ihren christlichen Feinden zu einem schweren Kriege gedrängt wurden. Auf wessen Seite das Recht, auf wessen das Unrecht war und ist, vermag Gott allein zu entscheiden. Auch über Reduan ist er allein der wahrhaftige Richter. Dieser ist mir seit langen Jahren befreundet gewesen und hat bei keiner Gelegenheit meinem Rufe gefehlt, wenn ich seinen Beistand in irgend einer Hinsicht wünschte. Die Dienste, die er uns Allen in Granada leistete, habt auch Ihr nicht vergessen, edle Donna."

„Gewiß nicht, und die Deinigen noch weniger!" rief sie lebhaft. „Und mir allein entschleierst Du dies Geheimniß, welches Du gegen jeden andern Sterblichen so strenge bewahrst?"

„Ich vergesse nie, daß Ihr einst muthig für mich sprechet, als Ihr Euch selbst vor dem erzürnten Großinquisitor dadurch in Gefahr brachtet. Außerdem bin ich fest überzeugt, daß Ihr nie den Mann verrathen werdet, der Euch in der Alhambra als ein Freund nahen durfte."

Eine Bewegung, die fast innig zu nennen war, machte sich bei diesen Worten in seinen Mienen und in seiner Stimme bemerklich.



Sie erwiederte mit gleicher Wärme: „Ihr sollt Euch nicht in mir geirrt haben, edler Mann! Ich werde nicht nur Euer Vertrauen nicht täuschen, sondern jede Gefahr abzuwenden suchen, welche Euch bedrohen könnte. Dies ist das Wenigste, was ich für Euch thun kann. Ihr habt also jetzt eingewilligt, unsern christlichen Glauben anzunehmen, was Ihr einst der Königin, die Euch so gern dazu überreden wollte, so bestimmt abschlugt?“

„Es ist nur ein Kleid, welches ich angelegt habe gleich demjenigen, welches meinen Körper einhüllt,“ antwortete er mit wieder angenommener Gelassenheit. „Ein öffentliches Bekenntniß ist nie von mir verlangt worden. Ich habe mich zu allen diesen Einzelheiten der Täuschung verstanden, weil ich in dieser meiner dadurch erlangten Stellung meinen verfolgten, unglücklichen Glaubensbrüdern mit Rath und That an die Hand gehen kann.“

„Ich denke,“ warf Elvira ein, „daß alle Juden aus Spanien vertrieben sind?“

„Manche weilen noch hier als neu bekehrte Christen,“ erwiederte er, „und werden oft genug mit Recht oder Unrecht Ketzer gescholten, indem man sie des Rückfalls in ihren alten Glauben beschuldigt. So viel es mir möglich ist, suche ich ihr hartes Schicksal zu erleichtern, und die weit verzweigten Verbindungen Jayme Ferrer's

sind mir dabei so nützlich, wie die Kenntniß des Landes und aller seiner Zustände, welche ich schon als Aron Avila besaß. Die Mauren waren früher unsere grimmigsten Bedrücker; das Strafgericht Gottes vollzog sich bald genug an ihnen, denn sie werden jetzt gleich uns von den Christen verfolgt und gepeinigt."

Elvira bestätigte schweigend die Wahrheit seiner Worte. Dann sagte sie fast furchtsam:

„Aber vermagst Du es, mit gesammeltem Geiste, ohne Angst und Zagen, hieherzugehen und sogar der Königin unter die Augen zu treten, da das blinkende Schwert der Verfolgung so drohend über Dir schwebt wie jemals zuvor? Dein Schritt ist von Gefahren umlauert. Wenn irgend eine Unvorsichtigkeit, wenn irgend ein Zufall Dich verriethe, unglücklicher Mann — ich wage nicht, daran zu denken, was dann Dein Schicksal sein würde!"

„Ich verbanne jede ängstliche Sorge," entgegnete er. „Wenn die Stunde der Gefahr kommen sollte, so wird sich irgend ein Mittel finden, ihr zu entgehen oder sie unschädlich zu machen. Der Geist wird es mir eingeben, wie es früher geschah — und wenn es nicht wäre — wenn diese gebrechliche irdische Hülle bestimmt sein sollte, in das Bett des Staubes zurückzukehren, dem sie entsproßen ist — so werde ich ohne Kummer eine Welt verlassen, die der menschlichen Thorheiten so viele birgt."

Ein stolzes Lächeln umspielte die Lippen des Redenden.

„Gott schütze Dich, wackerer Mann!" seufzte Elvira aus der Tiefe ihres Herzens, indem ihre Blicke nicht ohne Bewunderung an den seinigen hingen.

Drittes Capitel.

Das Gewitter.

Die Wohnung des Bischofs Fonseca lag in Cordova dem Hause des Steinschneiders gegenüber. Während der inhaltreichen Unterredung, welche in dem Letzteren stattfand, gewahren wir einen Seefahrer in der Gesellschaft dieses geistlichen Herrn. Rodrigo Bermeyo stand vor ihm und theilte ihm alle Ereignisse mit, welche er in den verflossenen Jahren in dem neu entdeckten Welttheile erlebt hatte. Er hatte Columbus nicht auf seiner letzten Heimreise begleitet, sondern war kürzlich mit dessen Bruder Jacopo wieder in Spanien angelangt.

„Wie lange warst Du aus Europa abwesend?“ fragte ihn der Bischof.

„Es können sechs Jahre oder noch etwas mehr sein,“ erwiederte Bermeyo. „Ich zog es vor, ruhig dort zu bleiben, denn ich konnte alsdann alle meine Pläne un-

gestörter ausführen. Der Admiral gab mir gnädigst die Erlaubniß dazu. Ich habe Euch erzählt, wie geschickt ich auf meine Weise thätig gewesen bin."

„Du hast alle Deine Vorsätze schlau ausgeführt," erwiederte der Geistliche.

„Ich bedauere nur, daß Martin Pinzon nicht mehr lebt; der würde seine Freude an meinem Thun haben. Auch Ihr müßt mit mir zufrieden sein, hochwürdiger Herr, denn ich selbst bin es. Aber erinnert Euch wohl, daß Ihr mir schon lange versprachet, mir für meine guten Dienste ein Gnadengeld von der Königin auszuwirken. Ich glaube jetzt Anspruch darauf zu haben."

„Ich habe Deiner nicht vergessen," entgegnete der Bischof. „Die Königin bewilligt Dir sechs tausend Maravedis, welche Dir morgen ausgezahlt werden sollen."

Der Matrose warf die breite Lippe auf und sagte mürrisch:

„Wenn wirkliche Gerechtigkeit in Castilien geübt würde, so kämen mir nach diesen sechs Jahren sechzig tausend zu. Der Admiral wird seine Pension von zehn tausend jährlich während aller dieser Zeit eingestrichen haben."

„Sei zufrieden, mein Sohn," entgegnete der Bischof beschwichtigend. „Vielleicht wird die Königin Dir

noch fernere Beweise ihrer Huld angedeihen lassen, doch mußt Du sie in Demuth erwarten."

Bermeyo schien sich zufrieden zu geben und versetzte: „Wir machten dem Statthalter Don Bartolomão das Leben sauer genug, und auch der Admiral wußte lange nichts mit uns anzufangen. Ich lockte die Meisten seiner mitgebrachten Matrosen zu uns herüber und suchte meinen Vortheil zu wahren so gut es gehen wollte. Endlich schloßen wir Frieden mit den Colons; auch ich habe dort drüben eine Strecke Land und mehrere Indianer zum Eigenthum erhalten; diese Letzteren habe ich hier in Andalusien als Sklaven verkauft."

„Es ist gut für Dich, daß Du Dich damit beeilt hast," sagte Fonseca, „denn es wird in den nächsten Tagen ein Gesetz erlassen werden, welches nicht nur diesen Handel untersagt, sondern auch den Eigenthümern gebietet, ihre Sklaven frei zu geben und für ihre unentgeltliche Heimreise nach Westindien zu sorgen."

„Für die Meinigen mag es ihr nunmehriger Besitzer thun," sprach Rodrigo mit rohem Lachen; „ich will mich nicht darum quälen. Der Admiral ließ mich sogar gern mit Don Jacopo absegeln, da er alsdann einen Unzufriedenen weniger auf Hispaniola zu haben glaubte."

„Doch denke ich, daß Du nächstens wieder dahin zurückgehen willst?“ fragte Fonseca.

„Das versteht sich,“ lautete die Antwort. „Ich habe dort noch viel zu thun, bis ich hier in der Heimath als reicher Mann meine Tage beschließen kann. Es kommen in der neuen Welt immer mehr Landstriche und Schätze zum Vorschein, und ich will so gut wie Andere meinen Theil davon haben. Don Jacopo hat wieder eine Anzahl Perlen und Edelsteine mitgebracht, welche die Colons für sich behalten.“

„Ich dachte es mir,“ erwiederte Fonseca. „Der Admiral machte es bei seiner letzten Rückkehr ebenso, und doch ist es als Gesetz ausgesprochen worden, daß alle solche edle Steine und die Erträge der sämmtlichen Perlenfischereien der Krone gehören. Ich danke Dir, mein Sohn, daß Du mich auf diese Betrügereien aufmerksam machst; ich werde sie am rechten Ort und zur rechten Zeit zur Sprache bringen.“

„Ich kann Euch genau den Betrag aller dieser Kostbarkeiten angeben, welche die Colons für sich bei Seite bringen wollen,“ fuhr Bermeyo fort. „Die beiden Kisten, in welchen sie sie auf dieser letzten Fahrt nach Europa transportirten, wurden bei einem heftigen Unwetter vom Wasser benetzt und so arg umher geworfen, daß einige der eisernen Beschläge gesprengt waren. Don

Jacopo fürchtete, daß der kostbare Inhalt gelitten haben könnte, und rief mich und noch zwei Andere von der Mannschaft in seine Cajüte, wo wir alle Präciosen sorgfältig vor seinen Augen abputzen mußten, ehe er sie in eine trockenere Kiste verpackte. Es weiß also Keiner besser Bescheid darüber als ich."

„Gut," entgegnete Juan de Fonseca sehr aufmerksam; „vorerst aber sage mir, weshalb Du hierher nach Cordova gekommen bist?"

„Um bei Euch Gehör zu erlangen, hochwürdiger Herr! Ich erfuhr, daß der König und die Königin sich hier aufhielten, und mußte also annehmen, daß Ihr nicht sobald nach Sevilla zurückkehren würdet. Ich hatte dort vorläufig nichts mehr zu thun — und auch ist meine Tochter hier, die ich lange nicht gesehen habe."

Der Bischof nickte beistimmend und ergriff dann eine Feder, um die Aussagen des Seemannes niederzuschreiben. Rodrigo verweilte noch ungefähr eine halbe Stunde bei ihm und begab sich in das Haus, welches wir als die Wohnung der Donna Beatrix Colon kennen. Er wechselte einige wenige Worte mit dem Diener, welcher das Gitterthor öffnete, und ging dann wie Jemand, der mit der Hausgelegenheit bekannt ist, über den baumreichen, blumenduftenden Vorhof die Treppe hinan zu dem Corridor des ersten Stockes. Hier trat er in ein

kleineres Gemach, welches an die von der Herrin des Hauses bewohnten Zimmer stieß, und fand in diesem seine Tochter Pepita, welche er schon einige Male aufgesucht hatte.

Diese saß an einem Tische, auf welchem verschiedene Silbersachen lagen, die im Hauswesen gebraucht wurden. Das Mädchen war beschäftigt sie abzureiben, und sagte weniger ernst als gewöhnlich:

„Seht Ihr, Vater, wie blank diese Löffel, diese Schalen und Becher sind? — Man könnte sich darin spiegeln. Ihr lehrtet mich schon als Kind diese Kunst, und seht, daß ich es jetzt eben so weit wie Ihr darin gebracht habe."

Bermeyo nickte und versetzte:

„Etwas habe ich auch von meinem Vater gelernt, als er noch Goldschmied in Palos war. Wenn er auch sein Handwerk verstand, so blieb er doch stets ein armer Mann dabei."

„Don Jayme Ferrer hier ist weiter gekommen," fügte sie hinzu.

Er machte eine Bewegung spöttischer Zustimmung und sagte:

„Der ist der Erste seines Zeichens in ganz Spanien; alle übrigen Juweliere und Steinschneider sind Bettler gegen ihn."

Pepita ergriff nun einige silberne Spangen und Schlösser. Seine Blicke fielen darauf und er fragte:

„Du hast wohl den ganzen Schmuck der Donna Beatrix unter Deiner Aufsicht?“

„Sie besitzt wenig davon und legt auch dies Wenige selten an,“ erwiederte sie. „Ich habe Euch gesagt, daß meine Herrin viel Vertrauen in mich setzt, und mich mit andern Geschäften beauftragte, nachdem der kleine Don Fernando sie verließ und ich ihn also nicht mehr beaufsichtigen konnte. Oft genug übergiebt sie mir alle Werthsachen, die ihr und Don Pedro gehören, wenn etwas an ihnen zu verbessern ist. Hier seht Ihr etwas Bekanntes aus früherer Zeit.“

Sie hob ein Tuch auf, welches einen Theil des Tisches bedeckte, und hielt ihrem Vater ein Halsband von in Gold gefaßten Diamanten hin. Dieser erwiederte mit einer plötzlichen Lebendigkeit, die man unheimlich nennen mußte:

„Ha, es ist das Halsband, das einst in meinem Besitz war. Ich mußte es dem alten Steinschneider wieder herausgeben, was mich bis diese Stunde ärgert. Die Steine blitzen noch eben so herrlich wie damals; nie sah ich welche von reinerem Wasser. Wie kommen sie hierher in Dein Zimmer?“



Seine Augen funkelten vor Habsucht. Pepita versetzte:

„Don Jayme schenkte es damals schon in Sevilla Don Jacopo."

„Weil er anstatt seiner sich in das kalte Wasserbad begab," murmelte Bermeyo halblaut vor sich hin.

„Dieser gab es vor seiner Abreise in die neue Welt der Donna Beatrix in Verwahrung," fügte sie hinzu. „Er glaubte, daß er es dort drüben wenig benutzen würde, und hielt es für sicherer, es hier zu lassen. Donna Beatrix hat es wie ihren Augapfel gehütet, und will es nun Don Jacopo zustellen, ehe er Cordova wieder verläßt."

„Deshalb habe ich es niemals auf Hispaniola bei ihm gesehen," setzte Rodrigo hinzu.

„Es ist ein kleiner Rostfleck auf dem Schloß," fuhr sie fort. „Meine Donna gab mir das Geschmeide vor einer halben Stunde, damit ich ihn herausbringe. Don Jacopo will sie und mich morgen früh auf einem frommen Gange zur Capelle des heiligen Alfonso begleiten. Nach unserer Heimkehr will er sein Eigenthum hier in Empfang nehmen."

„Du hast ein werthvolles Kleinod bis dahin zu hüten," bemerkte er.

„Ich will es nun gleich der Donna wiederbringen,"

entgegnete sie, „so habe ich weiter keine Verantwortung dafür. Diese verwahrt es gewöhnlich bei ihren übrigen Schmucksachen in ihrem Schlafzimmer. Mehr kann sie nicht thun, um Don Jacopo's Eigenthum zu hüten."

„Don Jacopo — und immer Don Jacopo!" sprach Bermeyo spöttisch. „Der Name ist Dir heute geläufiger wie damals, als wir ihn in unserer Hütte in Palos beherbergten. Viel mehr als schöne Worte hast Du nicht zum Dank von ihm gehabt!"

Sie blickte aufmerksam ihren Vater an. Ihre bisher sorglos gleichgiltigen Züge nahmen einen angstvollen Ausdruck an. Dann sprach sie langsam:

„Vater, Ihr habt mir auf die Hostie geschworen, daß Ihr Euch weder zu Wasser noch zu Lande, weder in der alten noch in der neuen Welt jemals an Don Jacopo vergreifen wollt. Geschähe es dennoch, so wißt Ihr, was ich thue!"

Ein wilder Grimm malte sich auf dem sonneverbrannten Antlitze Bermeyo's. Er ballte die Faust und stieß einen dumpfen, halblauten Fluch aus. Seine Tochter setzte eben so gedämpft hinzu:

„Ich ziehe Euch nicht zur Rechenschaft über Eure Vorsätze und Thaten — nicht über Euren Groll gegen den Admiral — Ihr mögt Ursache dazu haben. Auch würdet Ihr meine Vorstellungen nur verlachen, denn

Ihr geht stets Euren eigenen Weg. Aber Eins sage ich Euch heute wie damals: Das Haupt Don Jacopo's ist heilig und es soll kein Haar auf ihm gekrümmt werden!"

Sie hatte die letzten Worte mit düsterer Energie gesprochen. Er unterbrach sie nicht. Dann sagte er mit einem hämischen Lächeln:

„Du hast Dich schon damals in Palos in diesen Mann vergafft. Häßlicher bist Du gerade nicht seitdem geworden, wenn auch älter. Doch denke ich, daß dieser große Herr, der Bruder des Vicekönigs, über die Tochter des Matrosen lachen wird. Er ist noch immer der schlanke, feine Caballero, als welcher er damals aus Italien kam, hübsch und anmuthig anzuschauen. Bist Du noch jetzt verliebt in ihn?"

Ein wilder unartikulirter Schrei entfloh den Lippen des Mädchens. Sie erhob die Hand wie zur Abwehr, indem in ihren schwarzen Augen eine so dämonische Glut leuchtete, daß man in diesem Momente die wahre Tochter Rodrigo Bermeyo's in ihr erkannte. In der nächsten Sekunde jedoch fielen diese auf das seitwärts an der Wand hängende, hölzerne Christusbild. Sie beugte das Haupt, bekreuzte sich und sprach leise ein Paternoster, als wolle sie im Gebet Rettung vor den heißen Leidenschaften suchen, die auch sie, das ächte Kind des Südens, erfüllten. Da wurde im Nebenzimmer die Stimme der Donna Beatrix

vernehmlich. Rodrigo Bermeyo entfernte sich schleunigst, um eine Begegnung mit dieser zu vermeiden, doch gewahrte sie ihn noch im Abgehen.

Arnold von Viana war vor einiger Zeit zum Hauptmann in der Leibwache des Königs ernannt worden und hatte als solcher mit den tausend Rittern, die sie bildeten, Ferdinand und Don Gonsalvo in den Krieg begleitet, welchen diese im Gebirge gegen die empörten Mauren führten. Nach dessen siegreicher Beendigung hatte er die Vergünstigung erhalten, einige Zeit auf seinen Besitzungen in Granada zuzubringen, und von diesen an das Hoflager zu Cordova heimkehrend, begegnen wir ihm am Ufer des Guadalquivir unter Orangenbäumen dahinreitend. Er hatte fast sein ganzes Gefolge vorausgesandt, da er bei einem befreundeten Waffengefährten seit gestern rastete. Die Mittagsstunde war noch nicht herangekommen, doch war die Luft schon schwül; die lachende, malerische Gegend ringsum schien von ihrer Schwere bedrückt zu werden. Die blendende Reinheit des tiefblauen Himmels bewölkte sich nach und nach, und noch mochte die alte Khalifenstadt wohl zwei Stunden entfernt sein, als sich mit unerwarteter Schnelligkeit dunkle Wolken zusammenballten und in krachende Donnerschläge auflösten.

Das Gewitter entlud sich mit einer solchen Heftigkeit, wie Arnold es selten erlebt hatte. Die Cactushecken an seiner Seite schwankten hin und her, die Gipfel der Aloen und Mandelbäume beugten sich fast bis zur Erde. Die Blitze zuckten wie feurige Schlangen herunter, so daß die scheu werdenden Pferde Arnold's und des ihn begleitenden Knappen hoch auf bäumten. Beide sahen sich nach einem schützenden Dache um, denn allerdings war der Weg zwischen den dichten Baumpflanzungen in diesem Augenblick nicht ungefährlich. Endlich erblickten sie nach einer Windung des Weges eine kleine Kapelle, welche auf einem freier gelegenen Platze erbaut war. Bald hielten sie vor dieser und schwangen sich von ihren Pferden, indem Arnold seinem Knappen gebot, diese unter das steinerne Vordach zu ziehen und sie dort am Zügel zu halten, bis das ärgste Unwetter vorüber sei. Er selbst trat in die Kapelle, deren Inneres ein noch besseres, einstweiliges Obdach bot, und fand hier eine verschleierte Dame und einen Herrn, welche nahe dem Altar vor dem roh gearbeiteten Heiligenbilde knieten. Eine Dienerin befand sich etwas entfernt von ihnen. Alle hatten ihre Häupter so tief herabgebeugt, daß ihre Gesichter vollständig verhüllt blieben. Arnold war ein zu guter Christ, als daß er in einem Gotteshause hätte weilen können, ohne den darin befindlichen Gegenständen der Anbetung seine Verehrung zu

bezeugen. Er trat also näher, beugte sein Knie und sprach andächtig ein Gebet. Nach diesem bemerkte er nahe dem Altar einen Wandschrank mit einer Art von hölzernem Gitter davor. Hinter diesem lagen eine Anzahl im Kleinen nachgebildeter, aus Wachs geformter, menschlicher Glieder, welche zierlich mit farbigen Bändern umwunden waren. Auch auf dem Altar gewahrte er ein solches zierliches, wächsernes Aermchen, welches kürzlich dort niedergelegt sein mußte. Nun zog er sich wieder nach dem Eingange des kleinen Gotteshauses zurück und wartete schweigend eine Weile. Das Gewitter hörte allmälich auf; dagegen rauschte der Regen in Strömen herunter, welche die Gegend fast überschwemten. Er begab sich vor die Thür unter das ziemlich geräumige Vordach und sah den stürzenden Güßen zu; die Dame und der Herr gesellten sich bald darauf zu ihm. Die Erstere zog die verschleiernde Mantille vom Gesicht, als wolle sie die Gestaltung der Dinge ringsum genauer in Augenschein nehmen. Es war Beatrix Enriquez Colon, noch eben so anmuthig in jeder Bewegung, noch eben so holdselig, so milde und so schön, wie wir sie zuerst gesehen haben. Noch glänzte ihr dunkelblaues Auge, noch weilte der rosige Hauch auf ihrer Wange, noch war die Perlenreihe hinter den schmalen Lippen tadellos.

Arnold wendete nun ihr und ihrem in einen dunkeln



Mantel gehüllten Gefährten seine Aufmerksamkeit zu. Die Züge des Letzteren waren ihm bekannt; dies blaue Auge, welches noch angelegentlicher als das seinige auf der Donna weilte, hatte er früher schon gesehen. Nun sprach dieser einige flüchtige Worte zu ihr. Arnold's letzte Zweifel waren gelöst und er sagte:

„Der Zufall gewährt mir eine unerwartete Gunst, Don Jacopo Colon. Ich glaubte, daß das Weltmeer zwischen uns läge, und treffe Euch, da ich nach langer Abwesenheit an den Hof zurückkehre."

„Don Arnold von Viana," sprach Jacopo gleichfalls sein Haupt entblößend und jene ernste Höflichkeit zur Schau tragend, welche er sich jetzt nach der Weise der Castilianer zu eigen gemacht hatte, „ich bin Euch dankbar für Euer gütiges Andenken."

„Ich habe Euch früher in Barcellona mit Eurem Bruder, dem Admiral, gesehen," fuhr Arnold fort. „Ist er vielleicht wieder mit Euch in Spanien eingetroffen?"

„Keineswegs," antwortete Jacopo. „Er befindet sich noch in der neuen Welt und sandte mich mit einigen Aufträgen nach Europa. Diese sind größtentheils besorgt und so werde ich mich bald wieder nach Hispaniola einschiffen."

„So werdet Ihr nicht lange in Cordova weilen?" fragte Arnold.

„Unsere Angelegenheiten werden es mir nicht gestatten, so gern ich auch noch länger im nahen Verkehr mit unserer Familie hier bliebe. Ich habe Donna Beatrix Colon hierher begleitet."

Arnold blickte auf diese. So galant, wie ein ächter Ritter jener Tage sein konnte, trat er zu der Donna und sagte:

„Ich rühme mich, seit den glorreichen Tagen vor Granada mit dem Admiral bekannt zu sein. Gestattet mir, Sennora, Euch, die ihm so nahe steht, meine achtungsvollste Huldigung darzubringen."

Er entblößte sein Haupt und verbeugte sich. Donna Beatrix erhob die langen seidenen Wimpern; tief innig ruhte ihr Blick auf ihm und mit dem sanftesten Wohllaut ihrer Stimme versetzte sie, indem sie sich verneigte:

„Wir haben dem heiligen Alfonzo unsere Begegnung zu danken; obgleich auch Ihr früher schon lange in Cordova lebtet, so mußten wir uns doch in dieser Kapelle zum Erstenmale treffen, Sennor."

„Donna Elvira und ich genießen oft die Freude, Eure Söhne im königlichen Palast zu sehen," erwiederte Arnold. „Gern würde ich Euch in Eurer Wohnung begrüßt, gern Euch eingeladen haben, Donna Elvira in ihren Gemächern durch Eure Gegenwart zu erfreuen,



doch erfuhr ich von Don Christobal, daß Ihr nicht geneigt wäret, mit dem Hofe in genauere Verbindung zu treten. Ich fürchtete also, zudringlich zu erscheinen, wenn ich Euch in Eurer Häuslichkeit gestört hätte."

„Ich ziehe die Zurückgezogenheit dem bewegten Weltleben vor," entgegnete sie, „und bin um so mehr damit zufrieden, da es dem Admiral so manche Sorgen und Verdrießlichkeiten bringt."

„Man erlaubt sich die kleinlichsten Chicanen gegen uns," bemerkte Jacopo. „Die Hofgunst hat sich einstweilen von uns gewendet, sonst würde man nicht den Muth dazu haben."

„Ihr habt einen weiten Weg von der Stadt hierher zurückgelegt," bemerkte Arnold, der dem Gespräche eine angenehmere Wendung zu geben wünschte.

„Mein Sohn Fernando wird von einem heftigen Reißen im rechten Arm geplagt," erwiederte sie. „Es war vorgestern so arg, daß er mir klagte, er vermöge kaum eine Lanze zu halten. Da bin ich denn heute als eine bußfertige Pilgerin zu dieser Kapelle des heiligen Alfonso gewandert und habe ein wächsernes Aermchen auf seinen Altar gelegt. Zwei Golddublonen habe ich als zweite Opfergabe dort in jene Büchse, die an der Wand hängt, gesteckt, und hoffe nun, daß die Pein aus Fernando's Arm in das wächserne Aermchen ziehen wird."

„Mit der Hilfe des Heiligen kann es geschehen," entgegnete der Ritter von Viana ernsthaft.

„Er hat schon Manchem geholfen, der recht inbrünstig zu ihm betete," setzte sie hinzu. „Wir freuten uns über die Schwüle des Tages, da durch sie das Verdienst unserer Wanderung größer ist. Wenn wir heimkehren, so hoffe ich meinen Sohn gesund in meinem Hause vorzufinden."

Sie hatte mit jener fast kindlichen Einfalt gesprochen, welche so oft den frommen Glauben begleitet. Der Regen hörte nach und nach auf; sie betrachtete den wieder aufgeklärten Himmel und bemerkte dann:

„Es wird Zeit sein, den Heimweg anzutreten. Man sagt in Cordova, daß die Gegend nach dieser Seite hin nicht ganz sicher sei. Erst wenn wir unser Haus wieder erreicht haben, dürfen wir annehmen, daß uns keine bedenkliche Abenteuer mehr bedrohen."

„Ich hoffe Euch auch ferner vor ihnen zu beschützen, Donna Beatrix," entgegnete Jacopo.

„Ihr werdet überzeugt sein," sagte Arnold mit seiner ganzen ritterlichen Artigkeit, „daß wir Alle mit unserem Blute für Eure persönliche Sicherheit einstehen, so lange es Euch gefallen wird hier zu verweilen. Ich bin zwar nicht vollständig gepanzert, da mein Weg bis jetzt durch Gegenden ging, auf denen der tiefste Frieden



lagert, doch trage ich genug scharfe Waffen, um sie gegen jeden unberufenen Angreifer erheben und uns Allen Ruhe verschaffen zu können."

Jacopo's Antlitz wurde etwas belebter, die Farbe seiner mehr als früher gebräunten Wangen etwas höher, und mit einiger Entschiedenheit fügte er hinzu:

„Ich habe in den letzten Jahren oft genug gegen Europäer und Indianer kämpfen müssen, und glaube daher, daß auch ich hinreichend mit den Waffen vertraut bin, um der Ritter dieser Dame sein zu können."

„Es gehört nach meiner Meinung," fuhr Arnold zu ihm gewendet fort, „eben so viel Muth dazu, das unendliche Weltmeer zu durchschiffen, als mit Schwert und Lanze auf Tod und Leben zu kämpfen."

„Als der Gefährte meines Bruders bin ich darauf angewiesen," versetzte Jacopo, „seinen Fußtapfen zu folgen, mögen diese über Land oder Meer gehen."

Beatrix hatte ihrer Dienerin gewinkt und war im Begriff, sich wieder auf den Weg zu begeben. Dieser war jedoch wie mit Wasser übergossen. Arnold sagte darauf hindeutend:

„Ihr könnt nicht in dieser Nässe gehen; gewiß seid Ihr nicht darauf vorbereitet zu waten und könntet Euch also stark erkälten."

„Ihr habt Recht,“ versetzte sie, indem sie auf ihre Schuhe von Corduanleder blickte, welche nicht auf eine lange Wanderung in fließendem Wasser berechnet waren.

„Gestattet mir,“ fuhr er fort, „Euch den Platz auf meinem guten Rosse anzubieten. Wenn Ihr es besteigen wollt, so werdet Ihr nicht genöthigt sein, den Weg auch nur mit der Spitze Eures Fußes zu berühren.“

„Wird Euer Schlachtroß nicht zu feurig für mich sein?“ fragte sie zögernd.

„Laßt mich gewähren,“ antwortete er. „Es soll so ruhig gehen, daß Ihr keine Unbequemlichkeit dabei empfinden werdet.“

Er rief nun den Knappen, welcher das Pferd dicht vor einen großen Stein führte, der an der einen Seite des kleinen Gebäudes lag. Arnold ließ sie auf diesen erhöhten Punkt treten, und setzte sie dann vorsorglich auf das Pferd, wobei er ihr den Sitz so bequem einzurichten suchte, wie es ihm nur die zarteste Rücksicht eingeben konnte. Nun ergriff er selbst den Zügel. Jacopo nahm wieder das Wort:

„Ihr werdet nicht selbst Euer Pferd durch alle diese Nässe ziehen wollen. Ueberlaßt dies mir und besteigt das Roß Eures Knappen; ich bitte Euch darum.“

„Auf keinen Fall,“ versetzte Arnold. „Niemand soll es mir nehmen, selbst die Donna zu geleiten; dieser Rit-



terdienst kommt mir allein zu. Ist es Euch genehm, Don Jacopo, so ersuche ich Euch, den Sitz auf dem anderen Pferde einzunehmen und meinen Knappen hinterhergehen zu lassen."

„Ich danke Euch," erwiederte Jacopo; „ich bin ebenso wenig verzärtelt wie Ihr. Ich möchte anstatt meiner diesen Platz der Dienerin zuweisen, welche sich vermuthlich eben so wenig wie ihre Herrin auf überschwemmte Pfade eingerichtet hat. Komm, Pepita, steig' auf!"

Diese folgte schweigend seiner Aufforderung und saß mit seiner Hilfe bald auf dem zweiten Pferde. Arnold sprach noch einmal zu Beatrix:

„Ich hoffe, Sennora, daß ich auf Eure Erlaubniß rechnen darf, Euch nach Cordova zu führen?"

„Ich werde mich Niemandem lieber anvertrauen als Euch," erwiederte die Gefragte.

Der Zug setzte sich endlich in Bewegung. Jacopo folgte ihnen, während der Knappe das zweite Roß führte, auf welchem Pepita saß. Nach einer längern Weile hob Beatrix wieder an:

„Fernando und Diego haben mir erzählt, daß weder Spanien noch Italien Euer Vaterland sei, Herr Ritter."

„Ich bin in Deutschland zu Hause,“ entgegnete er.

„Es soll ein rauhes, kaltes Land sein,“ fuhr sie fort, „so daß man auch im höchsten Sommer friert. In den dichten Wäldern sollen viele wilde Thiere hausen.“

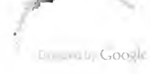
„Ganz so schlimm ist es nicht,“ versetzte er, „doch fehlt uns allerdings das tiefe Blau Eures Himmels und die südlich milde Luft Eurer herrlichen Gegend.“

„So müßt Ihr Euch hier sehr zufrieden fühlen,“ entgegnete sie, „denn gewiß lebt sich's viel besser hier. Ihr werdet Eure alte Heimath über der neuen vergessen haben.“

„Wenn auch das nicht ist,“ erwiederte er, „so habe ich doch einen überreichlichen Ersatz für alles Verlorene gefunden, da ich der edelsten Spanierin mein Herz und meine Wünsche weihen durfte.“

„Donna Elvira muß sehr glücklich sein; ich würde sie beneiden, wenn ich nicht wüßte, daß sie dieses Glückes so sehr werth wäre.“

Die wahre Empfindung, mit der diese Worte von Beatrix geäußert wurden, der leichte Seufzer, der sie begleitete, gaben deutlich kund, daß unwillkürlich ihre innersten Gedanken auf ihre Lippen traten. Auch war es ersichtlich, daß sowohl Arnold wie Jacopo den tiefen Sinn erkannten, der in ihnen lag. Der Erstere sah zu



ihr auf, indem ein Lächeln um seine Lippen spielte, welches einen freundlichen Dank aussprach; der Letztere hatte sein Haupt hoch empor gehoben. Sein einfacher, schwarzer Hut war mehr zurückgeschoben als bisher, so daß nun erst sein ganzes Antlitz sichtbar wurde. Die Linien desselben waren schärfer, der Bart dichter geworden; nur die Stirn war weiß, wenn auch nicht faltenlos. Der fröhliche Muth der selbstbewußten, jugendlichen Kraft schien dem größeren Ernst männlicher Reife gewichen zu sein, und das früher so heitere Auge blickte nicht selten gleichgiltig oder finster. Jetzt loderte eine tiefe Glut in ihm, die jedoch nicht durch ein freudiges Gefühl erzeugt sein konnte.

„Ich will Donna Elvira von Euren freundlichen Gesinnungen für sie unterrichten," sprach Arnold jetzt. „Ihr Interesse für Euch wird dadurch verdoppelt werden."

„Theilt mir mit, wie Ihr sie gefunden habt," entgegnete Beatrix. „Wenn Ihr morgen zu mir kommen wollt, so werdet Ihr mir eine große Freude machen; mein stilles Haus würde um einen lieben Gast reicher werden."

„Ich kann Euch nicht versprechen," sagte Arnold, dessen männliche Wange leicht erröthete, „daß ich sobald schon ganz über meine Zeit werde verfügen können. Es

ist leicht möglich, daß der König und die Königin in den nächsten Tagen ausschließlich über meine Person gebieten, da ich so lange entfernt gewesen bin und Pflichten vernachlässigen mußte, die ich sonst als sehr dringend betrachtete. Auch das größte Vergnügen muß diesen nachstehen."

„So kommt sobald es sein kann," versetzte sie eifriger. „Begleitet meine Söhne zu mir oder bringt mir Nachricht von ihnen aus dem Alcazar. Mein Bruder Jacopo wird uns bald verlassen; Euer Besuch wird mir alsdann eine willkommene Tröstung sein."

„So lange wir in Cordova bleiben, will ich mich möglichst oft bei Euch einstellen," sagte der Ritter von Viana. „Wenn wir später diese Stadt verlassen, so muß ich allerdings die Freude Eures Anblickes auf lange Zeit entbehren."

„Ihr begleitet den Hof, wenn er fortgeht," sagte sie. „Auch meine Söhne verlassen mich dann wieder gänzlich; jetzt besuchen sie mich ziemlich häufig. Ich werde dann fast Alle entbehren müssen, die mir theuer sind, und sehe diesem Zeitpunkt mit Angst entgegen. Es ist eine harte Schickung für mich; Ihr macht sie mir nicht leichter heute, Don Arnold."

Es klang eine so tiefe Wehmuth durch ihre Rede,

daß Arnold sich lebhaft davon bewegt fühlte. Er erwiederte ihr einige herzliche, aufrichtige Worte und stand endlich still, um einen Kuß auf ihre Hand zu drücken. Sie antwortete ihm mit einem warmen Druck, und die Unterhaltung ging eine Weile wie zwischen langjährigen Freunden fort. Endlich führte ihr Weg durch einige Wiesen und Kornfelder und dann durch dichte Baumgruppen, welche den Saum eines Wäldchens bildeten. Als dieses hinter ihnen lag, breitete sich ein unregelmäßiges, durch die Natur gebildetes Rondell vor ihnen aus, welches breitästige, theilweise dickstämmige Bäume umgaben.

„Hochgelobte Jungfrau, was ist dies?“ rief plötzlich Beatrix, indem ihre großen Blicke auf einem Punkte hafteten, der allerdings einen solchen Ausdruck des Schreckens rechtfertigen konnte.

An dem Stamm einer Eiche war ein Jüngling gebunden, welcher das schwarze Kleid der Studenten von Salamanca trug. Die Stricke waren so fest um ihn und um den knorrigen Stamm geschlungen, daß er auch nicht ein Glied zu bewegen vermochte. Ein weißes Tuch, welches ihm als Sacktuch gedient haben konnte, war gleichfalls so fest um den unteren Theil seines Gesichtes gebunden, daß es seinen Mund gänzlich verhüllte.

Der oben sichtbare Theil war dunkelroth, da alles Blut zu ihm hinauf getrieben wurde, der Rasen niedergetreten, wie von den Füßen vieler Thiere und Menschen; auch einzelne kleine Gesträuche waren geknickt. Der Regen war auf diesem Strich Landes weniger heftig gewesen, weshalb es möglich wurde, diese Einzelheiten deutlich zu unterscheiden.

Viertes Capitel.

Bartolomão Las Casas, Fernando Cortez und Amerigo Vespucci.

Der Ritter von Viana hatte überrascht sein Pferd angehalten und mit dem schnellen Blick des geübten Kriegers den Platz überblickt. Dann rief er:

„Hier ist eine Unthat geschehen! Gebe Gott, daß wir nicht zu spät kommen, um größeren Frevel zu verhüten!“

„Don Jacopo,“ fuhr er gegen diesen gewendet fort, „seid so gütig, auf einige Augenblicke meine Stelle zu vertreten. Ich will selbst sehen, wodurch hier Hilfe geschafft werden kann!“

Er übergab dem Angeredeten den Zügel seines bisher so gewissenschaft gelenkten Pferdes, winkte seinem Knappen und ging rasch auf den Gefesselten zu. Dann zog er den Dolch aus seinem Gürtel und durchschnitt die

Stricke und das Tuch, so daß dieser die Freiheit, sich zu bewegen und zu sprechen, wiedererlangte. Nun antwortete er den wohlwollenden Erkundigungen Arnold's:

„Ich heiße Bartolomão Las Casas und wollte einen Indianer nach Sevilla bringen, um ihn von dort mit dem nächsten Schiffe heimzuschicken, welches nach Hispaniola abgeht. Ich hatte mich mit ihm einem Zuge von Maulthieren angeschlossen, welcher Waffen und Schießbedarf nach dieser Stadt transportirte. Der Admiral Don Christobal Colon hatte diese Vorräthe für Hispaniola verlangt, Don Amerigo Vespucci sie in Cordova angekauft; dieser Letztere geleitete sie nun nach Sevilla. Kaum aber hatten wir diesen Wald erreicht, als etwa sieben wild aussehende Männer hervorbrachen und uns ihre gezogenen Schwerter entgegen hielten. Die Maulthiertreiber entflohen mit dem Schreckensrufe: „Jose Silva!" — so daß Vespucci und ich allein mit den Thieren hier zurückblieben."

„Ha," warf Arnold ein, „ich habe gestern schon Manches von diesem fluchenswerthen Räuber vernommen! — Vor langen Jahren hauste er in der Gegend von Toledo; dann gesellte er sich zu den Aufständischen in den Gebirgen, und nun jener Krieg beendet ist, hat er sich in die hier naheliegenden Berge zurückgezogen, um seine Beute von friedlichen Reisenden zu erpressen. Ein Raub-

anfall in einer Entfernung von nur einer Stunde von der gegenwärtigen Residenz der Herrscher ist eine doppelte Frechheit, die ich nicht erwartet hätte. Die Buben werden das Gewitter benutzt haben, um während seiner Schrecken aus den Bergen hervorzubrechen und Euch aufzulauern."

„Sennor Amerigo und ich versuchten uns mannhaft zu vertheidigen," fuhr der Jüngling fort, dessen Zunge allmälig geläufiger wurde, „doch sind wir Beide mehr mit der Feder und mit den Büchern vertraut, als mit der Führung der Waffen. Man beraubte uns bald auch dieser und band uns an Bäume fest, um während dessen ungestört die Maulthiere entfernen zu können. Sie trieben mit diesen auch meinen Indianer hinweg, indem sie sagten, daß sie diesen für eine beträchtliche Geldsumme zu verkaufen gedächten. Dann kehrten zwei der Raubgesellen zurück und entledigten meinen Gefährten seiner Fesseln; auch mit mir wollten sie Gleiches vornehmen, als wir Stimmen in der Ferne hörten. Sie fürchteten, daß es Bewaffnete sein könnten, und eilten mit Vespucci hinweg, während sie mich meinem Schicksal überließen."

„So sind also," sprach Arnold mit tiefem Ernste, „außer jener werthvollen Ladung zwei Menschen in der Gewalt jener Uebelthäter?"

„So ist es; möge Gott sie schützen," antwortete der

Jüngling, über dessen jetzt erblaßte Wangen eine Thräne rollte.

„Hier darf nicht gezaudert werden," fuhr Arnold fort, „wir müssen ihnen sogleich ihre Beute wieder abjagen, wenigstens die Menschen aus ihren Klauen reißen. Weißt Du den Weg anzugeben, junger Mann, auf welchem wir sie ereilen könnten?"

„Ja, edler Ritter," versetzte Las Casas.

„So verzeiht mir, liebenswürdige Donna," fuhr Arnold fort, „wenn ich meine gegen Euch übernommene Pflicht jetzt einem Glücklicheren überlassen muß. Don Jacopo, seid so gütig, die Sennora anstatt meiner nach Cordova zurückzugeleiten."

Dieser brach zum Erstenmale das tiefe Schweigen, welches er seit dem Antritte der gemeinschaftlichen Wanderung beobachtet hatte, und sagte:

„Es wird mir mehr als Euch zukommen, edler Don, mich dieser Beleidigten anzunehmen. Don Amerigo Vespucci ist mir wohl bekannt. Wir waren schon vor Jahren Reisegefährten von Genua herüber, und auch mein Bruder, der Admiral, verkehrte wegen seiner Einsicht und Pünktlichkeit stets gern mit ihm. Er hat früher in Florenz eifrigen Studien in der Physik, Erdbeschreibung und Astronomie obgelegen, ist schon zweimal in der neuen Welt gewesen, und betreibt gegenwärtig selbständig Han-

delsunternehmungen dahin. Dieser Indianer sollte den Bord des Schiffes besteigen, auf dem auch ich absegeln werde, und alle diese Vorräthe sind gleichfalls dafür bestimmt."

„Ich werde meinen Streifzug desto lieber unternehmen," erwiederte Arnold, „wenn damit einiger Nutzen für Euch und Euren edlen Bruder verbunden ist, und wenn ich einem so würdigen Manne dadurch Hilfe bringen kann."

„O nein, Don Arnold!" rief jetzt Beatrix mit einer an ihr ungewohnten Lebendigkeit. „Laßt meinen Bruder die Räuber verfolgen, denn es ist seine Sache! Es könnte Euch hinterrücks ein heimtückischer Dolchstoß von diesen Elenden treffen, denn Eure Tapferkeit wird Euch die nothwendige Vorsicht vergessen lassen. Ich will Jacopo sogleich den Platz auf Eurem guten Rosse frei machen; dies wird ihn rasch vorwärts und bald wieder zurück zu uns nach Cordova bringen!"

Kaum konnte Jacopo schnell genug herzutreten, um Beatrix in seinen Armen aufzufangen und sie auf die Erde niederzulassen. Sie setzte dann hinzu:

„Das Wasser ist mehr und mehr abgelaufen. Ich werde nun ohne Beschwerde nach Cordova gehen können, wenn Ihr mir gestattet, mich auf Euren Arm zu stützen, Don Arnold."

„Ich muß auf diesen Beweis Eurer Gunst verzichten, so schwer es mir auch wird," entgegnete dieser bestimmt. „Meine Ritterpflicht ruft mich dahin, wo die Bedrängniß am größten ist, also werde ich sogleich die Räuber verfolgen. Don Jacopo wird Euch zur Seite bleiben, um jede Gefahr von Eurer Person fern zu halten, wenn eine solche sich zeigen sollte. Euer gütiges Anerbieten, mir mein Pferd wieder zur Verfügung zu stellen, muß ich annehmen, da ich seiner bei der Verfolgung der Feinde und beim Kampf nothwendig bedarf."

Pepita war schon beim ersten Erblicken des Gebundenen mit einer raschen Bewegung von ihrem Pferde gesprungen, von der unwillkürlichen Absicht beseelt, hinzueilen und ihn von seinen Banden zu befreien. Die thatkräftige Tochter des Volkes war noch stets zum schnellen Handeln bereit, wenn dieses Noth that. Als jedoch der Ritter von Viana ihr zuvorkam, ließ sie diesen gewähren und verhielt sich wie bisher in schweigender Zurückhaltung. Bei den letzten Worten Arnold's warf sie dem Knappen desselben einen Blick zu und deutete mit der Hand auf das diesem gehörige Thier, als wolle sie ihm damit sagen, daß der Platz auf diesem jetzt wieder von ihm benutzt werden könne. Beatrix anstvolle Stimme nahm indessen nochmals die Aufmerksamkeit der sämmtlichen Anwesenden in Anspruch:

„Um aller Heiligen willen, Ritter Arnold, Ihr wollt den Kampf mit sieben Räubern unternehmen? — Diese Uebermacht könnt Ihr nicht besiegen. Begebt Euch nicht in eine solche Gefahr. Ich würde vor Angst um Euch vergehen! Ihr sollt, Ihr dürft diesen Streifzug nicht in so geringer Begleitung unternehmen!“

Allein Arnold's tapferer Arm war noch eben so kampfbereit wie an jenem Tage, als er mit seiner scharfen Lanzenspitze Boabdil's Hals bedrohte, und wie in jenen heißen Stunden, als er sie in den Maurenschlachten vor Granada schwang. Mit einem gewaltigen Satze war er auf dem Rücken seines Thieres und rief der Dame zu:

„Habt keine Sorge, Donna Beatrix! Hoffentlich werden wir bald die beiden Gefangenen befreien und dann durch sie eine Verstärkung erlangen — und wenn es nicht wäre — so sind wir drei und werden schon den Kampf mit sieben Räubern bestehen.“

Auch der Knappe saß im Sattel. Arnold fügte hinzu:

„Setze Dich hinter ihn, Las Casas, und rufe mir zu, wenn ich mich vom rechten Wege abwenden sollte. Laßt uns so schnell wie möglich vorwärts reiten!“

Las Casas befand sich im nächsten Augenblicke hinter dem Knappen auf dem zweiten Rosse, und sehr bald waren alle Drei auf einem seitwärts durch das Dickicht

führenden Pfad verschwunden. Beatrix schaute ihnen nach so lange es möglich war. Dann eilte sie plötzlich wieder in die Kapelle zurück, warf sich vor dem Heiligenbilde nieder, erhob die gefalteten Hände und sprach mit bebender Stimme:

„Heiliger Alfonso, willst Du Arnold von Viana beschirmen, daß er unversehrt heimkehrt, so will ich Dir eine geweihte Kerze bringen, zwanzig Armen am nächsten Gründonnerstage die Füße waschen, sie speisen und neu bekleiden, und Deinen Namen bis in alle Ewigkeit preisen!"

Sie zog ihre Mantille wieder über das Gesicht und ging schweigend an Jacopo's Arm fort, während Pepita ihnen folgte. Hin und wieder entstiegen schwere Seufzer ihrer Brust. Einmal nur sagte sie halblaut:

„Meine Wanderung zu San Alfonso ist zu einer harten Bußübung geworden!"

„Ich theile sie mit Euch," setzte er dumpf hinzu.

Sie langten in der Stadt an. Auf einmal nahm sie schnell das Wort:

„Du mußt eilen, Bruder, dem Ritter Bewaffnete hinzusenden, die ihn im Kampfe unterstützen können!"

„Dies ist meine Absicht," erwiederte er, „obgleich dieser Kampf lange beendet sein wird, ehe sie bei ihm eintreffen können. Ist er Sieger geblieben, so bedarf er

ihrer Hilfe nicht; wenn nicht — so würde sie auf jeden Fall zu spät kommen."

Beatrix zitterte so heftig, daß Jacopo sie aufrecht halten mußte. Kalt fügte er hinzu:

„Wenn Ihr Euch nicht beruhigen wollt, so werde ich Euch in das nächste Haus führen, damit Ihr nicht umsinkt."

„Habt einige Augenblicke Geduld mit mir," versetzte sie langsam Athem schöpfend. „Ich will mich zu fassen suchen."

Sie stützte sich mit dem andern Arm auf Pepita und ging weiter, bis sich das Gitterthor des Hauses vor ihnen öffnete, welches die Familie Arana bewohnte. Der innere Hof war auch jetzt der Raum, wo sie sich in der herannahenden Abendstunde aufhielt. Beatrix Bruder, Don Pedro, saß in der Nähe des plätschernden Springbrunnens, neben ihm seine beiden Neffen, Diego und Fernando, welche auf einige Stunden den Alcazar verlassen hatten, um ihre Mutter zu besuchen. Noch ein dritter dunkelhaariger, schwarzäugiger Jüngling von stolzer Haltung, angethan mit Mantel, Federhut und Schwert, leistete ihnen Gesellschaft. Beatrix hatte nach der gestern getroffenen Verabredung ihre Söhne hier zu finden erwartet, doch begrüßte sie sie nur mit wenigen Worten und erkundigte sich kaum nach Fernando's Befin-

den, welches ihre besorgte Mutterliebe so lange beschäftigt hatte. Don Pedro nahm sogleich das Wort, indem er auf den Fremden deutete:

„Dieser junge Hidalgo ist gestern aus Estremadura hier angelangt und bringt mir Grüße von seinem Vater, einem meiner alten Waffengefährten. Fernando Cortez will sich hier eine Weile aufhalten, um sich bei irgend einem edlen Ritter im Waffenhandwerk zu vervollkommnen."

Auch Cortez ehrfurchtsvolle Begrüßung erwiederte sie nur flüchtig und erzählte dann in beflügelten Worten das Vorgegangene. Jacopo erkundigte sich nach einem Boten, den man sogleich in den Alcazar senden könne, damit Bewaffnete von dort abgingen. Diego Columbus sagte schnell:

„Ueberlaß dies mir, Oheim. Don Arnold ist mein Freund und Beschützer; ich werde seine Krieger am leichtesten auffinden und will mich ihnen sodann anschließen — das heißt, wenn mich nicht der Dienst der Königin davon abhält."

„Ihre Erlaubniß einzuholen, würde zu lange Zeit erfordern, wenn Dich nicht irgend ein glücklicher Zufall begünstigt," sagte Don Pedro, „denn sie kann leicht mit religiösen Uebungen beschäftigt sein, in denen sie sich durch keine Botschaft irgend einer Art stören läßt."

„Ich will versuchen, ob es möglich ist, meine Bitte zu ihr gelangen zu lassen," sprach Diego im Begriffe fortzugehen.

„Wer sprengt dort die Straße herauf?" rief jetzt Beatrix, welche sich umgewendet hatte. Diego hielt seinen flüchtigen Schritt an; Pepita stand an der offen gebliebenen Gitterthür und antwortete mit allen Zeichen des Schreckens:

„Maria und Josef! — Es ist jener Schüler, der mit dem Ritter und seinem Knappen davon ritt!"

Beatrix stand im nächsten Augenblicke neben ihr und winkte dem Ankommenden. Dieser erkannte die beiden Frauen, welche ihre Gesichter enthüllt hatten, und sprang von seinem Pferde. Beatrix ergriff seine Hand und zog ihn durch die Thür, während Pepita den Zügel des Pferdes hielt, bis ihn ein Hausdiener ihr abnahm. In den Augen des bleichen Jünglings malte sich ein großes Entsetzen, und jede Fiber seines sonst so sanften, edlen Antlitzes bebte vor grausenvoller Aufregung.

„Was ist geschehen? Warum kommst Du allein und sobald zurück?" fragte Beatrix mit zitternder Stimme.

„Wir waren nicht lange geritten," antwortete er nach Athem ringend, „als wir die beiden Räuber vor uns erblickten, welche vorhin Vespucci fortgeschleppt

hatten. Der Ritter spornte sogleich sein Pferd gegen sie; da es aber nicht vollständig gepanzert war, so erhielt es von dem einen der Raubgesellen einen Schuß in's Auge. Es stürzte zusammen und riß den Ritter mit sich nieder, indem es ihn theilweise mit seinem Körper bedeckte. Der Knappe sprang von unserem Roß, um ihm aufzuhelfen, wurde dabei jedoch von dem wohlgezielten Wurf eines Messers getroffen, so daß auch er zu Boden stürzte. Dann verwundete ein zweiter Büchsenschuß das Haupt des Ritters; das Blut rieselte von seiner Stirn und er schloß im Todeskampfe die Augen. Unsere Widersacher kamen ganz nahe heran. Mir blieb nichts Anderes mehr übrig, als mein Pferd zu wenden und die Kunde des Geschehenen so schnell wie möglich nach Cordova zu bringen."

Er hatte halblaut, jedoch so rasch gesprochen, als bringe das innere Entsetzen die Worte im Fluge über seine Lippen. Nun bekreuzte er sich und setzte noch leiser hinzu, indem er vor sich niederblickte:

„Möge Gott seiner armen Seele gnädig sein!"

Das Schweigen des Schreckens lagerte während einiger Sekunden auf den Versammelten. Las Casas fuhr fort:

„Als ich mich noch einmal vor meiner gänzlichen Entfernung umsah, gewahrte ich, daß der eine der Räu-

der den Knappen aufgerichtet und ihm die Hände gebunden hatte. Dieser wird also wohl nur verwundet sein und vielleicht gegen Lösegeld wieder freigelassen werden. Aber der Ritter lag am Boden — ohne Zeichen des Lebens — und ich trage die Schuld seines Todes — da ich ihn veranlaßte, seinen starken Arm unserer verlorenen Sache zu weihen!"

„Gott sandte Dich als einen Boten seines Zornes zu uns, unseliger Knabe! Hätte nie Dein Fuß sich uns genaht!" stammelte Beatrix, indem sie auf einen Sitz niedersank. Ihre Züge glichen denjenigen einer Todten. Im nächsten Augenblicke jedoch richtete sie sich mit einer äußersten Kraftanstrengung wieder auf. Es war, als verscheuche die höchste Anspannung ihres Willens die Nebel der Ohnmacht, welche sie zu umhüllen begannen, und indem eine düstere Glut in ihren Blicken leuchtete, rief sie in einem eigenthümlichen, herzerschütternden Tone:

„Was zaudert Ihr noch? Ihr könnt den treuesten und edelsten Ritter des Hofes von Castilien und Arragonien nicht wieder in's Leben zurückrufen — so eilt wenigstens zu seiner Leiche, damit sie nicht noch ferner von Menschen oder Thieren verunglimpft werde, sondern in geweihter Erde ihre letzte Ruhestätte finde!"

Jacopo war nahe zu ihr getreten. Man bemerkte eine unbeschreibliche Veränderung an ihm. Auch sein Auge

funkelte, seine vorher farblose Wange war hoch geröthet, und jede seiner Mienen und Bewegungen gab eine Aufgeregtheit kund, die einen vollständigen Gegensatz zu seiner früheren Kälte und Gelassenheit abgab. Laut rief er:

„Sein Blut schreit um Rache zum Himmel, Schwester! Wir wollen unsere Schwerter in die Brust dieser Elenden tauchen. Es soll Keiner von ihnen übrig bleiben, um jemals diese Schandthat zu verkünden! Wozu tragen wir unsere Waffen, wenn wir sie jetzt nicht gebrauchen wollten?"

Hoch aufgerichtet erfaßte er den Griff seines Degens. Seine schlummernde Thatkraft schien wieder auf die nämliche Weise erwacht zu sein, wie sie sich vor seiner ersten Abreise nach Westindien kund gab. Entschlossenheit und Todesverachtung sprachen aus seinem ganzen Wesen. Fernando Cortez rief ihm zu:

„Erlaubt mir, mich Euch auf diesem Streifzuge anzuschließen, Sennor! Im Dienste der Königin, zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau wollen wir unsere Schwerter ziehen!"

„Zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau! Im Dienste der Königin!" riefen Diego und Pedro de Arana.

„Auch ich will Euch begleiten!" sprach Fernando Columbus. „Ich habe schon gelernt eine Lanze zu wer-



fen und das Schwert zu schwingen; ich will mit Euch gegen die Mordgesellen kämpfen!"

„Dies würde eine Thorheit sein," sagte Don Pedro ernst. „Dein Wille ist gut, Dein Herz muthig, aber Dein Arm schwach, Knabe. Er ist zudem durch Krankheit gelähmt. Wir würden nur Dich noch außer uns selbst zu vertheidigen haben. Du mußt daheim bleiben."

Eine Thräne des Unmuthes trat in des Knaben Auge, doch wagte er nicht zu widersprechen. Fernando Cortez nahm zu ihm gewendet wieder das Wort:

„Ich werde anstatt Deiner gehen. Warte noch ein paar Jahre und gehe dann mit gesunden Gliedern auf Heldenthaten aus, so wirst Du uns Alle verdunkeln können."

Der Knabe schwieg schmollend. Sein Bruder Diego hatte nach dem Anhören der Schreckenskunde leise einige Reden mit Las Casas gewechselt, um genau die Richtung des Weges zu erfahren, welchen die abzusendenden Bewaffneten einzuschlagen hätten. Nun rief er tief bekümmert:

„Wird es mir nicht vergönnt sein, die Kriegsknechte selbst zu führen, so kann ich sie wenigstens voraussenden und später nachfolgen. Auch muß ich sorgen, daß Donna Elvira rechtzeitig von diesem Unglück benachrichtigt wird. Möge Gott die edle Frau stärken!"

Er eilte fort. Don Pedro war schon in's Haus gegangen, um seinen kriegerischen Anzug zu vervollständigen. Jacopo rief wieder:

„Jede Minute ist zu beklagen, die ungenutzt verstreicht, ehe wir zu der Leiche des theuren Helden gelangen! Vielleicht werden die Räuber sie fortgeschleppt haben, um für sie ein Lösegeld von seiner edlen Witwe zu erpressen!"

Beatrix schauderte. Sie fuhr mit der Hand nach dem Herzen, als fühle sie dort einen heftigen, körperlichen Schmerz. Dann verhüllte sie sich und murmelte:

„Todt — todt — dies ist zu gräßlich! Gnadenreiche Mutter — die Wolke des Zornes liegt wieder auf Deinem Antlitze — dies ist ein zu großer Jammer!" —

„Es würde zu viele Zeit verstreichen, wenn wir erst diese Kriegsknechte im Alcazar aufsuchen wollten. Laßt uns sogleich von hieraus den Weg zur Kapelle einschlagen!" sprach Jacopo wieder zu Cortez.

„Ja," erwiederte dieser, „wir vier werden leicht eine Schaar dieses Gesindels zu Boden werfen! Kein Pardon für sie! — Wir machen die ganze Bande nieder und werfen Feuer in ihre Schlupfwinkel, auf daß alles Lebendige und alles Todte, was zu ihnen gehört, von der Erde vertilgt werde!"

Er sprach mit einer Entschiedenheit, welche schon



jetzt alle jene Kühnheit und Grausamkeit des Herzens verrieth, durch welche sich dieser später so viel genannte Abenteurer in der neuen Welt bekannt machte. Jacopo entfernte sich auf einige Minuten, um gleichfalls besser gewaffnet und gepanzert wiederzukommen, und rief im Abgehen:

„In einer Viertelstunde reiten wir von dieser Thür fort, Don Fernando Cortez! Tod und Verderben über die Raubmörder!“

„Fluch ihnen! Ich bin in der nächsten Posada abgestiegen, und gehe dahin zurück, um mit Schild, Helm und Ringkragen, und zu Pferde wiederzukommen!“ rief Cortez zur Antwort, der eilig seinen abgelegten Mantel wieder annahm.

Las Casa's anfänglich kundgegebenes Entsetzen war in einen fast feierlichen Ernst übergegangen, als er jetzt wieder das Wort nahm:

„Dennoch müssen wir Rechenschaft ablegen von jedem Tropfen Blut, der durch unsere Hand vergossen wird. Mögen die Uebelthäter ihre Strafe finden, doch schonen wir die weniger Schuldigen, ihre Weiber und Kinder. Man wird sie gefangen halten und bessern können.“

Cortez antwortete ihm nicht, sondern verließ mit einem flüchtigen Gruß gegen Donna Beatrix das Haus.

Diese ging schweigend die Treppe zu ihren Gemächern hinan. Ihr Sohn Fernando brachte ihr bald darauf die Nachricht, daß die Männer mit noch einigen Dienern fortgeritten seien.

Als diese Cordova hinter sich gelassen hatten, gebot Don Pedro, daß man erst einige Erkundigungen in der Gegend einziehen solle, um über die Schlupfwinkel und die Anzahl der Räuber Näheres zu erfahren. Seine jüngeren Begleiter mußten sich wenn auch ungern seinem Willen fügen. Besonders Jacopo zeigte fortwährend eine fiebrische Hast, um den endlichen Zweck ihrer Unternehmung zu erreichen. Bald rief er, daß man die Pferde mehr antreiben müsse, bald, daß man schneller zum Ziel gelange, wenn man einen unwegsamen Seitenpfad einschlage. Dann wieder glaubte er dunkle Gestalten zwischen den Bäumen oder hinter den Hecken zu erblicken, und schwang seine Lanze, um sie damit tödlich zu treffen. Don Pedro wollte aber nur Las Casas' Führung folgen, welcher die Spur der Vermißten am leichtesten wieder finden würde. Endlich gelangten sie zu dem Punkte, auf welchem Arnold dem feindlichen Geschoß erlag; doch war weder von ihm, noch von seinem Pferde, noch von seinem Knappen irgend etwas zu erblicken. Sie drangen also weiter gegen die Berge vor, und indem sie den Wald verließen, dehnte sich der ziemlich breite Pfad aufwärts

gehend vor ihnen aus. Auf diesem nahte sich ein langer Zug von Maulthieren, welche nach der Weise des Landes eine bedeutende Last in Körben auf ihren Rücken trugen. Ihre Treiber schritten neben ihnen her. Etwa zehn Bewaffnete gingen ihnen voraus; an ihrer Spitze hoch zu Roß der so viel beklagte, todtgeglaubte Arnold von Viana. — Die von Cordova Anlangenden hielten ihre Rosse an, indem sie für den Augenblick ihre Gedanken in ein ernstes Schweigen hüllten. Endlich sagte Don Pedro zu Jacopo gewendet:

„Ist dies Zauberei oder Wirklichkeit? Können die Todten nach wenigen Stunden wieder lebend vor uns treten, wieder in die Hülle zurückkehren, die ihre Seele schon verlassen hatte?"

„Fast scheint es so," antwortete der Angeredete dumpf, „und wenn ich mich nicht sehr irre, so gehen in der Mitte der Bewaffneten einige Gefangene, deren Hände auf dem Rücken gebunden sind. Wenigstens glauben meine Augen auch dies zu gewahren."

Bartolomäo Las Casas machte jedoch diesem zweifelnden Staunen ein Ende. Mit einem hellen Freudenschrei ritt er den Uebrigen voran und schüttelte bald die Hände Arnold's und eines zweiten Mannes, der noch nicht fünfzig Jahre alt sein konnte.

„Edler Ritter — Sennor Amerigo — wie ist dies

Wunder zu erklären? Ihr lebt, seid gerettet, habt die Räuber besiegt — und ich verließ Euch gefangen und todt — ist Euch ein Beistand aus der Höhe der Himmel in der Stunde der größten Noth geworden?"

„So mußte es wohl sein," versetzte Arnold, „denn schnelle Hilfe kam unverhofft genug für uns."

Sein Angesicht war etwas blässer als gewöhnlich, seine Stirn mit einem Tuche umwunden. Sonst bemerkte man keine Veränderung an ihm und er saß so stolz und kühn auf seinem Rosse wie vor einigen Stunden, als er vor der Kapelle des heiligen Alfonso hielt. Nun trat ein Mann aus der Reihe der Fußgänger hervor und kniete im nächsten Augenblicke neben Las Casas Pferde. Es war ein brauner Sohn Westindiens, den Las Casas, der schon in seinen Jünglingsjahren der edle Freund der unterdrückten Indianer war, von dem Matrosen Bermeyo gekauft, ihn mit sich nach Cordova genommen und ihn dort während einiger Wochen im Christenthum unterrichtet hatte. Ein lauter Freuderuf entfloh auch den Lippen des Westindiers. Las Casas beugte sich herunter, während eine Thräne über seine Wangen rann, und reichte dem Knienden seine Hand, welche dieser mit allen Zeichen der innigsten Anhänglichkeit mit Küßen bedeckte.

„Auch Du, Juan — Gott sei gelobt in Ewigkeit — auch Du — der große Geist über den Wolken hat Dich

gnädig beschützt und Dir zum zweitenmale die Freiheit geschenkt!“ sprach Las Casas im Tone tiefster Rührung.

Der Angeredete deutete nun auf eine aus einigen dünnen Baumstämmen eilig gefertigte Tragbahre. Ein entseelter, mit einem dunkeln Mantel bedeckter, menschlicher Körper lag darauf. Las Casas wandte den fragenden Blick auf Amerigo Vespucci, welcher neben ihm hielt. Dieser antwortete:

„Es ist der wilde Räuber Jose Silva, den die tapfere Hand des edlen Ritters Don Arnold von Viana erlegt hat. Die noch lebenden Gefangenen sind seine Spießgesellen, welche sich uns ergaben, als ihr Hauptmann gefallen war.“

Arnold hatte während dessen die übrigen Männer begrüßt und sagte jetzt heiter:

„Ich hoffe, Don Jacopo, daß Ihr meine Stelle bei der Donna Beatrix gut ausgefüllt und sie ungefährdet nach Cordova geleitet habt?“

„Sie ist wohlbehalten wieder in ihrem Hause angelangt,“ antwortete Jacopo, dessen fast wilde Aufregung jetzt wieder seiner früher gezeigten Ruhe Platz gemacht hatte.

„Die Wanderung auf der feuchten Erde wird ihr doch nicht geschadet haben?“ fragte Arnold weiter.



„Ich denke nicht," erwiederte Jacopo mit gleicher Gelassenheit.

„Aber wie ist es Euch möglich gewesen, edler Don," fragte Don Pedro noch immer im Tone des höchsten Staunens, „wieder von den Todten aufzuerstehen? — Dieser junge Mann, der sich Las Casas nennt, erzählte uns, daß er Euch als Leiche auf dem Wege liegend verlassen habe?"

„Der Anschein bestätigte allerdings seine Voraussetzung," sprach Arnold. „Es war mir unmöglich, mich wieder unter meinem Pferde hervorzuarbeiten, besonders, da mich der Sturz etwas betäubt hatte. Die mir von dem einen Schurken gesandte Kugel streifte nur meinen Kopf, doch vermehrte diese leichte Wunde meine Betäubung so sehr, daß sie in völlige Bewußtlosigkeit überging. Nach einer Weile kehrte ich in's Leben zurück und bemerkte einige Männer, welche um mich beschäftigt waren. Sie hatten mich unter meinem todten Pferde hervorgezogen und wollten sich meines Helmes, meiner Waffen und Kleider bemächtigen. Es waren einige der Maulthiertreiber, welche sich verborgen gehalten und welche jetzt herzu eilten, da es nach der schnellen Entfernung der Räuber auf dem Kampfplatze ganz ruhig geworden war, um sich einige Vortheile für den Verlust ihrer Maulthiere wieder zu verschaffen. Sie standen mir auf meine Bitten sogleich



hilfreich bei, so daß ich mich aufrichten und meine leichte Stirnwunde verbinden konnte. Wir kehrten auf die früher verlassene Landstraße zurück. Da gewahrte ich in der Ferne einige Schweizer Lanzknechte, welche von Granada nach Cordova zum Könige beordert waren. Es gelang mir, sie mit meinem Helmbusche herbei zu winken. Ich fand in den Meisten von ihnen alte Waffengefährten, und sehr bald willigten sie ein, mich in die Berge zu begleiten. Die Maulthiertreiber zeigten uns einen kürzeren Nebenpfad, der uns schneller zu der eigentlichen Niederlassung der Räuber führte. Diese hatten hier den Indianer, meinen Knappen und den Sennor Amerigo Vespucci eben so an Bäume festgebunden, wie vorhin den jungen Studenten, während sie sämmtlich in einiger Entfernung beschäftigt waren, ihren Raub von dem Rücken der Maulthiere in eine nahe gelegene Höhle zu bringen. Es gelang mir, mit einigen raschen Schwerthieben die Bande der drei Gefesselten zu zerschneiden, worauf wir in dem Kampfe mit den Räubern leichtes Spiel hatten, da sie durch unsere Ankunft überrascht wurden. Meine Schweizer Waffengefährten hatten mich mit Schild und Lanze versehen, so daß ich besser geschützt und bewehrt war als zuvor; auch konnte ich Sennor Amerigo's Pferd benutzen, welches nicht weit von ihm ruhig im Grase weidete."

„Spanien und San Jago! war der laute Ruf,"

fuhr Amerigo Vespucci fort, als Arnold einen Augenblick inne hielt, „mit welchem der edle Ritter an der Spitze seiner Schweizer auf die Räuber einstürmte. Jose Silva warf sich ihm entgegen; der Kampf war hartnäckig, jedoch hatte die Verschlagenheit und Kühnheit dieses ruchlosen Häuptlings an diesem tapferen Ritter ihren Meister gefunden. Er stürzte endlich fluchend zu Boden, um nicht wieder aufzustehen. Don Arnold besiegte noch zwei seiner Helfershelfer, während die Schweizer den Kampf mit den Uebrigen beendeten. Dieser tapferen Schaar und dem Heldenmuthe ihres Führes verdanken wir unsere Errettung und Befreiung."

Fernando Cortez hatte sich von seinem Pferde geschwungen, trat nun dicht vor Arnold, und indem er die Spitze seines Schwertes bis zur Erde neigte, sagte er:

„Herr Ritter von Viana! Ich zog aus, um Euren Tod zu rächen, und sehe jetzt auf's Neue, einen wie großen Werth Euer Leben für Castilien und Arragonien hat. Möge es mir vergönnt sein, dem hohen Vorbilde nachzueifern, welches Ihr uns in der Fülle großer Thaten immer wieder auf's Neue hinstellt."

„Ihr habt den Vortheil vor mir voraus," sagte Arnold mit jenem heiteren Freimuth, der ihm als Mann wie als Jüngling eigen war, „daß die neue sowohl wie die alte Welt der Schauplatz Eurer zukünftigen Thaten



sein kann. Ich bin mit den meinigen auf Europa beschränkt, da meine Verhältnisse mich in Spanien fesseln. Ihr könnt mich also leicht überflügeln."

„Die Maulthiertreiber gesellten sich wahrscheinlich sehr bald wieder zu Euch, als die Gefahr vorüber war?" fragte der Ritter von Arana gegen Amerigo gewendet.

Dieser richtete sein intelligentes Gesicht mit einem feinen Lächeln auf den Fragenden und sagte:

„Sogleich, denn sie wünschten weder ihre Maulthiere noch die Dublonen zu verlieren, die ich ihnen für den Transport meiner Waaren bewilligt hatte. Nur ihr Leben galt ihnen noch mehr als ihre Thiere und mein Geld."

„So waren sie mit den Räubern im Einverständnisse gewesen, wie es so oft hier bei den Leuten aus dem Volke der Fall ist?" fragte Arana weiter.

„Dies will ich nicht behaupten," versetzte Vespucci, „doch sind sie nicht gewohnt, ihnen den mindesten Widerstand entgegen zu setzen. Sehr bald schafften sie die theilweise schon abgeladenen Vorräthe wieder auf den Rücken ihrer Thiere, und so konnten wir also mit dem, den Uebelthätern wieder abgejagten Raube, und mit ihnen selbst den Heimweg antreten."

„Befanden sich keine Frauen und Kinder bei dem Haufen?" fragte Jacopo.

„Allerdings; auch einige Gitanas,“ versetzte Amerigo.

„Elendes Heidengesindel!“ sprach Don Pedro verächtlich.

„Der Ritter von Viana schenkte ihnen das Leben und die Freiheit,“ fuhr Amerigo fort.

„Wir haben nicht gegen Unbewaffnete und Unmündige gefochten,“ versetzte dieser. „Die Sonne ist ihre Freude, die Ungebundenheit ihr Bedürfniß, der Wald ihre Heimath. Mögen sie in diesem bleiben, da sie in den Städten stets nur ein verfehltes, elendes, bedrücktes Leben führen würden. Ihre Männer muß ich dem Arme der Gerechtigkeit überliefern, da sie fernerhin nicht friedlichen Reisenden Gefahr bringen dürfen. Die weniger Schuldigen werden mit einigen Jahren Gefängniß davon kommen und dann zu ihren Weibern und Kindern zurückkehren können.“

„Jeder Reisende ist Euch hinführo zum Dank verpflichtet, wenn er dieses Weges zieht, edler Ritter,“ sagte Vespucci, „denn nur selten wird ein Arm so tapfer und so kampfbereit sein wie der Eurige. Ich selbst werde schwerlich jemals anders als zu meiner eigenen Vertheidigung mein Schwert ziehen. Der Durst nach großen Thaten verzehrt mich nicht. Das friedliche Studium der Welt und die Forschungen der Wissenschaft sind meine



Freude, die geschäftliche Thätigkeit ist mein Lebenszweck. Wenn ich jemals Lorbeeren erringe, so wird dies nur durch Studium, durch Menschen- und Länderbeobachtung, und durch meine Feder gelingen, welche die Früchte von allem diesem meinen Zeitgenossen mittheilt."

„Aus einem kühnen und gescheidten Handelsmanne und aus einem fleißigen Geographen kann ein eben so berühmter Mensch werden, wie aus einem waffengeübten Ritter," sprach Arnold lächelnd. „Alles kommt nur auf Umstände und Verhältnisse an." —

Man kam nun überein, daß Vespucci mit seinem Transport den Weg nach Sevilla verfolgen solle, während die Uebrigen denjenigen nach Cordova einschlagen wollten. Fernando Cortez wünschte den Erstern zu geleiten; auch Las Casas schloß sich ihm mit seinem Indianer an. Arnold bestand jedoch darauf, daß auch die Hälfte der Schweizer sie begleiten solle, um sie vor jeder auf dem ferneren Wege etwa möglichen Behelligung zu schützen. Er übernahm es dabei, es bei dem Könige zu verantworten, daß heute nur die eine Hälfte des Schweizertrupps in Cordova anlange. Vespucci ruhte nicht, bis er von ihm das Versprechen erhalten hatte, daß er sein Pferd bis Cordova behalten wolle, wogegen er selbst eins der ledig nebenher gehenden Maulthiere bestieg. Der Punkt, auf dem sich die Wege nach beiden Städten

trennten, lag bald vor ihnen und Arnold reichte Vespucci seine Hand zum Abschied. Dieser erwiederte ihm noch einige warme Dankesworte. Las Casas wendete sich an Jacopo Columbus:

„Darf ich Euch meinen Indianer ganz besonders anempfehlen, Don Jacopo Colon? — Er wird sich an Bord des nämlichen Schiffes begeben, mit dem auch Ihr in die neue Welt abgehen wollt. Er kann Euch dort als Dollmetscher erhebliche Dienste leisten.“

„Wir werden ihn gebrauchen können,“ sprach der Angeredete. „Ich will ihn dem Admiral zuführen.“

„Wollt Ihr seine Schwäche und Unwissenheit beschützen und belehren, ihn zu einem guten und verständigen Menschen erziehen, wollt Ihr ihm so zur Seite stehen, wie ich es hier in Europa gethan habe?“ fragte Las Casas mit einem edlen Feuer.

„Verlaßt Euch darauf,“ versetzte Jacopo bestimmt; „ich werde so an ihm handeln, daß es Gott und Menschen wohlgefällig ist.“

„Gottes Segen werde Euch dafür, edler Don!“ rief Bartolomäo Las Casas, seine Hand ergreifend. „Wenn ich Euch nicht in Sevilla wieder sehen sollte, so werde ich dies Euer letztes Wort in meinem Herzen behalten.“

„Thut dies,“ sagte Jacopo so ernst und eintönig wie zuvor.

Der Zug hatte sich bald getrennt. Arnold ritt in der Mitte Jacopo's und Don Pedro's, gefolgt von einem Theil seiner Schweizer und ihren Gefangenen, gen Cordova, und bald war die ganze Reihe der Maulthiere, ihrer Treiber und der sie begleitenden Reisenden ihren Augen entschwunden. Ohne jede weitere Gefährde hatten sie die Hälfte ihres Weges zurückgelegt, als ihnen jene Reiter entgegen kamen, welche Diego Columbus seinen Oheimen zum Beistande für den Ritter von Viana nachsenden wollte. Er selbst hatte, wie Don Pedro ihm dies voraussagte, noch nicht in die Nähe der Königin gelangen können, um ihre Erlaubniß zu einer längeren Abwesenheit zu erhalten, und mußte daher einstweilen zurückbleiben. Arnold sah also sein Gefolge um eine stattliche Reihe vermehrt, und trennte sich von diesem erst, als er in einen der seitwärts gelegenen Höfe des Alcazars einritt. Er befahl den Schweizern, die Gefangenen in enge Haft zu bringen. Hierauf verabschiedeten Don Pedro und Jacopo sich von ihm, wobei der Ritter von Viana nicht ermangelte, ihnen seine warme Erkenntlichkeit für den Eifer, mit dem sie ihn in seiner anscheinend so mißlichen Lage aufsuchten, auszusprechen.

Fünftes Capitel.

Das Halsband.

Beatrix verbrachte die nächste Stunde nach der Entfernung Jacopo's und seiner Begleiter in ungestörter Einsamkeit. Das Haupt verhüllt hatte sie sich auf eine Ottomane zurückgelegt; ihre gramvollen Gedanken irrten zurück in die Vergangenheit und hafteten wieder auf jenen dunkeln Tagen, in denen sie ihr irdisches Glück begraben wähnte.

Nach ihrer Verheirathung mit Columbus hatte sie gehofft, daß die bevorstehende Geburt ihres Sohnes Fernando einen erfreulichen Wendepunkt ihres Schicksals bilden würde. Ihre Mutter war nicht mehr; sie wollte ihrem in feindseliger Entfernung von ihnen lebenden Vater seinen Enkel bringen, und ihn durch die zärtlichste Bitte bewegen, ihr und ihrem Gatten ihre heimlich, ohne seine Einwilligung geschlossene Heirath zu verzeihen. So

innig auch ihre Liebe zu Columbus war, so stellten sich dennoch Stunden tiefer Bekümmerniß über die Störung ihrer Familienverhältnisse bei ihr ein, nachdem die glühende Leidenschaft der ersten Zeit ihrer Ehe in eine ruhigere Zuneigung übergegangen war, die der lange unterdrückten, ernsteren Ueberlegung Raum ließ. Mit dieser trat die für einige Zeit zurückgedrängte, ehrfurchtsvolle Liebe zu ihrem Vater wieder desto lebhafter hervor. Spanien war das Land, in welchem Leidenschaft und Frömmigkeit Hand in Hand gingen. Ihre religiösen Begriffe standen in keiner Hinsicht über denjenigen ihres Zeitalters, wenn gleich die liebenswürdige Sanftmuth ihres innern Wesens vor den grausamen Aeßerungen des damaligen Glaubenseifers zurückschreckte und lieber entschuldigte und verzieh, als verfolgte. Die erhaltene Absolution vermochte ihre inneren Zweifel nicht mehr ganz zu beschwichtigen. Die Sehnsucht nach einer vollständigen Aussöhnung mit ihrer Familie, der Wunsch, den früher besessenen Platz im Herzen ihres Vaters wieder einzunehmen, wurden allmälich so lebhaft in ihr, daß die Stärke dieser Gefühle denjenigen gleichkam, welche sie für ihren Gatten empfand. Neben ihnen lebte die anbetende Verehrung der Jungfrau Maria als eine so heilige Pflicht in ihr, daß sie — ganz mit ihrem Denken und Fühlen verschwistert — für sie zur Lebensbedingung wurde. Nun überließ sie

sich dem Glauben, daß sie sie in ihrer gegenwärtigen Lage am besten verstehen, gleichsam eine schützende Mittlerin zwischen ihr und den Bekümmernissen der Erde sein müsse. Der Glaube ruft Wunder vom Himmel hernieder; demzufolge brachte diese täglich wiederkehrende Gedankenrichtung sie zu der Voraussetzung, daß sie in einer unmittelbaren Verbindung mit der Himmelskönigin stehe, und daß diese ihr ein Zeichen ihrer besondern Gnade kund thun würde, wenn die Zeit der Versöhnung, des wiederherzustellenden Familienfriedens für sie gekommen sei. Häufiger noch als sonst begab sich nun Beatrix in die Stiftskirche von Cordova, lag stundenlang auf ihren Knieen vor dem Bilde der Gebenedeiten, und sprach im heißen Gebete ihre Wünsche und ihre Befürchtungen, ihre Hoffnungen und ihre Bekümmernisse vor ihr aus. Da traf sie plötzlich unvorbereitet die Nachricht von dem Tode ihres ältesten Bruders, den ein jäher Sturz mit dem Pferde herbeigeführt hatte; der Schreck darüber hatte ihrem Vater einen Schlagfluß zugezogen, der ihn in wenigen Stunden seinem Sohne nachfolgen ließ. Er war unversöhnt gestorben, hatte mit keinem Worte nach seiner einzigen Tochter verlangt, die er seit einem Jahre nicht gesehen, hatte nicht die bittere Zornesworte widerrufen, die er nach ihrer Entfernung von ihm über sie geäußert hatte! — Wie bei allen mehr oder minder bedeutenden



Lebensereignissen, so eilte Beatrix auch jetzt zum Altare der Gottesmutter, um mit heißen Thränen ihren Kummer vor ihr auszuschütten. Aber ein düsterer Schatten lagerte auf dem Antlitze, welches sie sonst von der Glorie des Himmels umstrahlt gesehen hatte; sie wähnte Zorn und Verachtung darin zu lesen; das strenge auf sie gerichtete Auge schien ihr zu künden, daß sie jetzt, spät aber sicher, die Strafe für ihren kindlichen Ungehorsam treffe. Anstatt des gehofften Trostes trug Beatrix von diesem Gange nur eine tiefere Zerknirrschung nach heim. So sehr sie sich selbst bis dahin in ihrem Innern entschuldigte hatte, so groß fand sie nun ihr Vergehen. Ihre rücksichtslose aufopfernde Liebe zu dem fremden Seefahrer kam ihr nun wie ein Frevel vor, den nur die Buße eines ganzen Lebens sühnen könne. Die Geburt ihres Sohnes stimmte sie nicht milder gegen sich selbst; ihre unnachlassenden Gewissensscrupel verdunkelten endlich auch die Vorzüge ihres Gatten für sie, den sie als den Theilnehmer ihrer Schuld betrachten mußte. Eine fast feindselige Entfremdung trat an die Stelle ihrer früheren Anhänglichkeit an ihn, und sie legte bei ihrem ersten Kirchgange nach ihrer Genesung zu den Füßen der Gottesmutter das Gelübde ab, daß sie ihre jugendliche Uebereilung durch eine freiwillige Trennung von dem Gegenstande ihrer heißen Neigung wieder gut machen und dabei hin-

fort jedem eiteln irdischen Prunk entsagen wolle. Ihr zärtliches Muttergefühl trieb sie, die erste Erziehung ihres Sohnes selbst zu überwachen; dies Band bewies sich stark genug, um sie in der Welt zurückzuhalten, doch beobachtete sie unveränderlich eine Einfachheit und Zurückgezogenheit in ihr, die nicht weit von klösterlicher Regel war.

Hätten es die Umstände gestattet, daß Columbus seiner jungen Gattin mit seiner reiferen Erfahrung, mit seiner gehaltvollen Liebe dauernd zur Seite geblieben wäre, so würde vielleicht ihr beruhigender Einfluß ihren gestörten Seelenfrieden hergestellt und ihre frühere Sympathie für ihn wieder erweckt haben. Während seiner langen Abwesenheiten aber befestigte sich ihre schwärmerische, religiöse Richtung noch mehr, wenn gleich die Weichheit ihres Charakters sie auch jetzt vor Fanatismus bewahrte, doch gingen ihre Gefühle gegen ihn in Gleichgiltigkeit über; diese mußte das ernste Gebot der Pflicht zu Hilfe rufen, um ihm bei seinen kurzen Anwesenheiten wenigstens nicht durchaus unfreundlich entgegen zu treten. Er blieb stets für sie Derjenige, um dessen willen sie die Qual ihrer innern Kämpfe auszuhalten hatte; auch als später die Herzensgüte und brüderliche Liebe Pedro's ihr die Hand zur Versöhnung reichte, als er ihr die Stelle wieder einräumte, die sie früher in dem Hause ihres Vaters eingenommen hatte, sogar als er sich auch mit

Columbus gänzlich aussöhnte, war ihr stets die Abwesenheit des Letzteren lieber als seine Gegenwart. Nur durch ihre bleibende Entfernung von ihm glaubte sie die Gnade der Himmelskönigin ferner zu verdienen. —

Jacopo's so auffallend kund gegebene Zuneigung hatte sie wenig berührt; er war für sie nur ein nahe stehender Verwandter, dem sie mit ruhiger Seele alles Gute wünschte, das ihm werden konnte. Sie sah ihn nie ohne schmerzliche Erschütterung scheiden, da seine leidenschaftliche Aufregung sie stets peinlich berührte, und begrüßte ihn nach der langen Abwesenheit wie einen Bruder, dessen Entfernung sie als für ihn selbst heilsam betrachten mußte, den sie aber gern wieder sah, da ihn eine höhere Fügung ihr ohne ihr Zuthun wieder zuführte. Seine oftmalige Gesellschaft ließ sie sich dann ohne Sträuben gefallen, wenn sie sich auch oft dadurch weder erquickt noch harmonisch berührt fühlte. Ganz anders waren ihre Empfindungen bei der Begegnung mit Arnold von Viana. Ein Wetterstrahl erleuchtete plötzlich ihre Seele und zündete jene Flamme wieder an, die seit so langen Jahren in ihr erloschen war. Sie liebte wieder wie damals: plötzlich, allen Verhältnissen zum Trotz, rückhaltlos, mit aller jener Hingebung, die ein Hauptzug ihres Charakters war, unegoistisch und feurig. Wieder war es ein edler, hochherziger und ausgezeichneter

Mann, zu dem sie allgewaltig die innere Stimme zog; wieder trat die ernste Mahnung der Pflicht dazwischen — und abermals war es das Bleigewicht des Unglücks, das Entsetzen des Todes, welches sich dieser ihrer zweiten zärtlichen Leidenschaft noch schneller als der ersten zugesellte.

Dann wieder weilten ihre Gedanken bei Elvira, welche ihr noch beklagenswerther als sie selbst vorkam. Oft genug hatte sie durch ihre Söhne von ihr gehört. Sie, die diesen edlen Mann so lange besessen, mußte noch härter durch seinen unerwarteten und schrecklichen Tod betroffen werden. Stets hatte Beatrix eine Annäherung an diese Beschützerin ihrer Söhne vermieden, als sie sie von Glück und Ehre umgeben wußte, denn sie wollte auch der edelsten Trägerin weltlicher Größe fern bleiben. Nun aber, da sie gleich ihr vom Kummer gebeugt war, da dieser Kummer der Trennung von dem Manne galt, der auch ihr so theuer geworden war, trieb ein heißes Verlangen sie sympathetisch zu ihr. Wieder trat sie — wie einige Male früher — aus der ruhigen Milde ihres gewohnten Wesens heraus, und folgte, jedes kleinliche Bedenken verschmähend, der laut redenden Stimme ihres Innern. Als ihr Sohn Fernando zu ihr trat, um Abschied von ihr zu nehmen, da die Stunde nahe, bis zu welcher er in den königlichen Palast zurück-



kehren müsse, erwiederte sie ihm, daß sie ihn dahin begleiten wolle. Nur ein einziger Diener sollte ihnen folgen. Sie wollte jede störende Formalität umgehen und ohne fremde Zeugen bei der Freundin ihres Sohnes erscheinen. Zum ersten Male erwog sie, daß die Gemahlin des indischen Vicekönigs sich der Nichte Ferdinand's von Arragonien auf dem Fuße der Gleichheit nähern dürfe, da Columbus ein Freund von ihr war. Allerdings konnte sie sich keiner besseren Führung als derjenigen Fernando's, sowohl auf dem kurzen Wege zum Alcazar, wie auch in diesem selbst anvertrauen. Der junge Edelknabe verkehrte zu jeder Tageszeit mit der Donna Elvira von Viana, und daher ließen ihn auch jetzt die Trabanten und Leibwächter ungehindert passiren, indem sie annahmen, daß die ihm folgende verschleierte Dame eine der im Palaste anwesenden Frauen sei, welche er auch zu den Gemächern seiner edlen Beschützerin geleite. —

Diego Columbus hatte nur dem Hauptmann der Kriegsknechte, die gegen die Räuber ziehen sollten, den vermeintlichen Tod des Ritters von Viana mitgetheilt. Er wünschte nicht, daß das Gerücht davon sich im Palast verbreite, ehe er selbst die Gemahlin des Gefallenen schonend davon unterrichtet habe. Er fand sie indessen nicht in ihren Gemächern, und mußte daher die Ausführung seiner Absicht aufschieben. So leicht er sonst die

Gewährung einer einfachen Bitte von der Königin erlangt hatte, so viele Schwierigkeiten boten sich ihm jetzt dabei. Es war der deutlichste Beweis, daß die Gunst der Herrscher den Colons nicht mehr zugeneigt sei, da kein einziger der diensthuenden Hofbeamten sich willig finden ließ, seinen Wunsch einer einstweiligen Beurlaubung auch nur vor der Königin auszusprechen. Man erinnerte ihn mit kurzen, trockenen Worten, daß die Reihe an ihn gekommen sei, für die nächsten Stunden sich in den Vorzimmern im Dienste Isabella's aufzuhalten. Er mußte also dieser strengen Weisung Folge leisten, indem er sich damit tröstete, daß Donna Elvira sich wahrscheinlich in den inneren Gemächern der Königin bei dieser befinde, und also nichts von dem Vorgefallenen erfahren würde, bis er selbst es ihr in einer späteren Stunde mittheilen könne. — Auch Fernando und seine Mutter fanden die Gesuchte nicht in ihren Gemächern. Erst als sie aus diesen in jenes Gärtchen traten, zu welchem sie schon früher Don Gonsalvo und Columbus führte, erblickten sie Donna Elvira einsam auf einer steinernen Bank sitzend, indem sie gedankenvoll ihre Augen auf den plätschernden Springbrunnen richtete, dessen hochaufsprudelnder Strahl auch hier nicht fehlte. Der Knabe sprach mit einer Schüchternheit, die man sonst nicht an ihm kannte:

„Ich bringe Euch Jemanden, der den innigsten

Wunsch hegt, Euch seine Theilnahme auszusprechen, edle Donna. Ich habe Euch oft von meiner Mutter erzählt, und Ihr wünschtet längst sie kennen zu lernen. Sie ist hier und bittet Euch um die Erlaubniß, zu Euch treten zu dürfen."

„Sie ist mir willkommen," sprach Elvira nicht ohne einige Ueberraschung, indem sie auf die in einiger Entfernung stehende Dame blickte. Diese schlug nun erst ihren Schleier zurück, und Elvira's Interesse wurde sogleich lebendig erregt, als sie die blassen, schönen Züge erkannte, auf welche der tiefste Seelengram, alle Kämpfe der verflossenen Stunden, ihre redenden Spuren geprägt hatten. Sie erhob sich, ging zu ihr und sagte:

„Ich empfange Euch als die Mutter Eurer Söhne, als die Gattin eines hochgefeierten Mannes, der mir und Don Arnold schon seit lange innig befreundet war."

Ihr liebevoller Ton, die würdevolle und doch zutrauliche Freundlichkeit ihres Wesens fanden sogleich den Weg zu Beatrix Herzen. Diese ergriff ihre dargebotene Hand, drückte sie an ihre Brust und sprach mit fast versagender Stimme:

„Ich komme, um mit Euch über Don Arnold zu weinen!"

Elvira sah sie erstaunt an und sagte:

„Was wollt Ihr mir sagen? Ich erwarte meinen

Gemahl in jedem Augenblicke, und hatte mich hierher zurückgezogen, um ungestört meine Gedanken bei ihm weilen zu lassen. Was kann ihm geschehen sein?"

Beatrix antwortete nicht. Sie erfuhr, daß Diejenige, mit der sie trauern wollte, noch nicht einmal von dem Unglücke unterrichtet sei, welches sie betroffen hatte, und es fehlten ihr die Worte, um es ihr mitzutheilen. Fernando verhüllte das Gesicht und begann zu schluchzen.

„Sprecht," rief Elvira jetzt, „sprecht, ich bitte Euch darum! Laßt mich wissen, was geschehen ist, und sei es das Schrecklichste! Die Ungewißheit ist peinvoller als das furchtbarste Wissen."

Beatrix erzählte ihr nun schnell das Vorgefallene. Elvira horchte mit qualvoller Aufmerksamkeit, doch entfloh keine Klage ihren Lippen und keine Thräne rann über ihre erbleichende Wange. Einmal nur schien es, als wenn sie schwanke; Beatrix ergriff ihren Arm und leitete sie zu der Bank, auf welcher sie vorhin gesessen hatte. Sie beugte dann die gramvolle Stirn herunter und seufzte:

„Mein Gott, Deine Hand hat mich schwer getroffen! Dies ist zu schrecklich! Sei mir nahe, daß ich nicht erliege!"

Endlich bat sie Beatrix, ihr noch einige genauere Umstände mitzutheilen. Diese trocknete ihre Thränen, um ihr zu willfahren. Als sie geendet, sprach Elvira wieder:



„So war er immer — für jeden Bedrängten setzte er sein Leben ein — für mich gegen Boabdil — und für diese Fremden gegen die Räuber!"

Die nächste Minute brachte indessen eine Ueberraschung, die noch größer für sie war, als die eben erlebte, denn in der auf den Garten hinausgehenden Thüröffnung stand der beweinte Arnold selbst. Elvira stieß einen lauten Schrei aus, und flog — alles Uebrige vergessend — in seine Arme. Die zärtlichsten Liebkosungen wurden von den wieder vereinigten Gatten ausgetauscht.

„Elvira," rief er, „mein Leben, meine Freude! Wie lang ist mir die Trennung geworden! Gott sei gelobt, daß ich Dich wiedersehe!"

„Du lebst, Du bist da, ich habe Dich wieder! Dies ist zu viel Glück für mich!" erwiederte Elvira, sein Gesicht mit Küssen bedeckend, welche er auf das Innigste erwiederte.

Nun erst rannen Thränen über ihre Wangen; sie bemerkte das Tuch an seinem Haupte und sagte:

„Also doch, eine Stirnwunde! Du hast einen heißen Kampf bestanden — ach Arnold, an mich denkst Du immer zuletzt!"

„Im Gegentheil, immer zuerst an Dich!" versetzte er liebevoll. „Wenn es ein edles Werk zu verrichten gibt, so tritt stets Dein Bild vor meine Seele und

begeistert mich zu seiner Vollbringung! Ich bin nicht nur Dein Gatte, sondern auch Dein Held und Dein Ritter!" —

Elvira zog ihn nun zu den Uebrigen. Fernando nahte sich ihm mit einem lauten Freudenrufe. Beatrix zitterte so heftig, daß sie kein Wort hervorbringen konnte. Arnold begrüßte Beide auf das Herzlichste. Dann gingen Alle in den Gartensaal zurück und es folgten gegenseitige Erklärungen. Arnold's Erzählung löste bald jeden Zweifel.

Als eine Stunde im lebendigen Austausche der Mittheilungen verflossen war, bereitete Beatrix sich, die Heimkehr anzutreten. Ihre freundlichen Wirthe ruhten jedoch nicht, bis sie einwilligte, in der nun hereingebrochenen Nacht die Sänfte Elvira's zu benutzen. Arnold führte sie bis in die äußere Halle des Palastes, um sie persönlich der sichern Obhut mehrerer seiner sie begleitender Diener zu übergeben.

Die Eindrücke, welche Beatrix aus dieser Zusammenkunft nach Hause brachte, waren verschiedener Art. Zu ihrer Freude über Arnold's Erhaltung gesellte sich die Erfahrung, daß seine ritterliche Galanterie, seine ausgesuchteste Höflichkeit, seine herzliche Freundschaft der Gemahlin des Admirals, der Mutter seiner beiden Zöglinge gewidmet sei — daß aber seine zärtliche Neigung, seine

treue, innige Liebe allein der Gattin seiner Wahl, der Geliebten seiner Jugend, der hochverehrten Gefährtin seiner Mannesjahre, der berechtigtsten Theilnehmerin seiner Freuden und Schmerzen gehören! —

Am folgenden Morgen fand sich Jacopo bei ihr ein. Sie waren übereingekommen, daß sie ihm sein werthvolles Halsgeschmeide wieder zustellen wolle, da sie dessen Hütung überhoben zu sein wünschte. Auch Fernando erschien, um sich im Auftrage Donna Elvira's zu erkundigen, wie seine Mutter sich nach den Aufregungen des gestrigen Tages befände. Nachdem die Ereignisse desselben noch einmal allerseits erörtert waren, ging Beatrix zu dem Wandschranke, um das Kästchen hervorzuholen, in welchem sie das Halsband aufbewahrte. Sie fand es nicht, dagegen aber den Schrank erbrochen, und rief endlich Pepita. Auch diese wußte keine fernere Aufklärung zu geben. Sie sei Zeuge gewesen, wie die Sennora das Halsband vorgestern — nachdem es in ihren eigenen Händen gewesen — wieder mit den übrigen Werthsachen in diesem Schrank verschlossen hätte. Dann habe sie es nicht ferner gesehen.

Man forschte weiter und rief die sämmtlichen Hausbewohner zusammen. Pepita hatte sich wieder entfernt, um den Leibdiener Don Pedro's zu holen, der unten im Hofe beschäftigt war. Niemand konnte Näheres angeben;

kein fremder Mensch sei im Hause gewesen, der es sich habe zueignen können. Endlich berichtete der Koch, daß der Matrose Bermeyo ihn gestern in der Küche nach seiner Tochter Pepita gefragt habe, welche die Sennora nach der Kapelle des heiligen Alfonso begleitete. Auch Fernando und Don Pedro erinnerten sich nun, daß sie ihn gestern Morgen über den Hof und durch die Gitterthür hätten gehen sehen. Dieser Letztere, der unbetheiligte Zeuge des ganzen Vorfalls, bestand darauf, daß man sogleich die energischsten Maßregeln ergreife, um den Entwender des Schmucks zu entdecken und sich wieder in dessen Besitz zu setzen. Die Gerechtigkeitspflege jener Tage war vielleicht rascher und entschiedener als die der uns'rigen, wenn auch mit weniger Schonung für den nur Verdächtigen und mit einer grausameren Bestrafung des Schuldigen verbunden. Jacopo erlangte sehr bald die Begleitung einiger Schergen des Stadtsgerichtes von Cordova, welche in seiner und Don Pedro's Gegenwart nicht nur das ganze Haus der Aranas durchsuchten, sondern sich nach dem resultatlosen Ergebniß dieser Nachforschung mit ihnen in die Wohnung Rodrigo Bermeyo's begaben, um diese dort weiter zu verfolgen.

Die Behausung des Matrosen wurde erst von seiner Tochter erfragt. Diese mußte es sich gefallen lassen, die Männer dahin zu begleiten. Ein nicht ganz ärmlich aus-



gestattetes Gemach in einer Posada (Wirthshaus) niederen Ranges am andern Ende der Stadt beherbergte ihn. Die ohne Anmeldung hereindringenden Schergen fanden Bermeyo darin anwesend; er verrieth weder Furcht noch Erbitterung, widersetzte sich auch den an ihn gestellten Anliegen nicht im mindesten, sondern nahm das Ganze wie ein durch die Nothwendigkeit gebotene Formalität auf, die ihn jedoch nur äußerlich etwas unbequem berühre. Er schien seiner Unschuld so gewiß zu sein, daß er seine Miene mürrischer Gleichgiltigkeit bei der haarscharfen Untersuchung jedes Winkels und jedes einzelnen Stückes seines Hausgeräthes nicht im mindesten veränderte. Endlich erfaßten die Suchenden einen sehr unscheinbaren, hölzernen Stuhl, dessen Polster mit Leder überzogen war, kehrten dies um und bemerkten, daß die innere Seite auf einer Stelle etwas hart anzufühlen sei, als wenn sich in dem Stroh ein fester Gegenstand befände. Das graue Leinen der Unterlage wurde aufgeschnitten, das Stroh fiel auf die Erde — mit ihm das Halsband, welches von einem rothen Tuch umwickelt hier in einem allem Anschein nach ganz sichern Versteck verborgen gewesen war.

„Ha," sprach Jacopo, „das Maß Deiner Frevel ist voll, Rodrigo Bermeyo! Lange genug übte ich Nachsicht gegen Dich. Du wolltest bei unserem Schiffbruch

die gewaltthätige Hand an einen alten, hochachtbaren Mann legen, dem Du damals dieses Halsband wieder zustellen mußtest, und zwangst mich, mich der offenbarsten Todesgefahr auszusetzen, um ihn zu retten. In der neuen Welt bereitetest Du mir und meinen Brüdern mannigfache Verdrießlichkeiten; jetzt hast Du Dich wieder hinterlistig in den Besitz dieses werthvollen Kleinods setzen wollen — die Strenge der Gesetze wird gegen Dich einschreiten!"

„Möge sie Dich treffen mit ihrer vollen Schwere, nichtswürdiger Schurke!" fügte Don Pedro entrüstet hinzu.

Die Schergen traten herzu, um ihm die Hände zu binden. Schnell aber stand Pepita vor ihnen, welche eine stumme, fast antheillose Zuschauerin des Geschehenen gewesen war, und sagte kurz:

„Ihr seid Alle von Irrthum befangen. Mein Vater hat nichts mit diesem Halsbande zu schaffen. Ich selbst habe es entwendet und hier in diesem Stuhlpolster ohne sein Wissen verborgen!"

Laute der Ueberraschung entflohen den Lippen aller Anwesenden. Sie fuhr mit kalter Entschiedenheit fort:

„Ich wußte, wo Donna Beatrix das Kästchen mit diesem Geschmeide aufbewahrte, und hatte mir lange schon einen Nachschlüssel zu dem Schranke verschafft. Ich öffnete



diesen gestern beim Grauen des Tages und trug das Kästchen hieher, da mein Vater mir gesagt hatte, daß er in der Nacht im Fluße fischen und erst später am Morgen zurückkehren wolle. Ich wußte also, daß ich ungestört sein würde. Den Riegel, welchen er vor seine Zimmerthür schiebt, verstand ich von außen zurückzudrängen; dann zerbrach ich das Kästchen mit jener Zange, die ihr dort auf dem Fensterbrett seht, stopfte das Geschmeide in das Stroh und nähte das Leinen wieder unter das Polster. Hierauf verließ ich das Gemach, ohne daß mich Jemand bemerkt hätte, warf die Stücke des zerschlagenen Kästchens in den Fluß, und kehrte zu dem Hause meiner Herrin zurück, ohne daß irgend einer seiner Bewohner meine Abwesenheit beachtet hätte. Ihr werdet sehen, daß mein Name in das Tuch gestickt ist, welches um das Geschmeide geschlagen war, und daß es also mein Eigenthum sein muß. Mein Vater suchte mich auf seinem Heimwege vom Fluße auf, um das gelbe Netz abzuholen, welches er im Haar trägt und welches er mir übergeben hatte, um es für ihn auszubessern."

Diese ganze Auseinandersetzung war eintönig und mit der größten Ruhe in jeder Bewegung gegeben worden, während die Augen der Redenden am Boden hafteten. Man fand in dem Tuche richtig ihren Namen. Eine kurze Pause herrschte. Dann rief Jacopo schmerzlich:

„Du eine Diebin, Pepita? — Ich würde es nicht geglaubt haben, und wenn die halbe Welt es versichert hätte! — Warum nahmst Du nicht die Goldstücke, die ich Dir schon vor Jahren anbot — oder wenn Du jetzt erst des Geldes bedurftest — warum kamst Du nicht mit Aufrichtigkeit zu mir? — Ich würde Dir nie gefehlt haben!"

Sie antwortete nicht. Er murmelte darauf vor sich hin:

„Jeder Tag bringt mir neue, schreckliche Ueberraschungen! Es wird Zeit, daß ich mich wieder auf die See begebe, denn dort wenigstens habe ich nur mit den Elementen, nicht mit der Verkehrtheit der Menschen zu kämpfen!"

„Du hast Deiner gütigen Herrin mit schnödem Undank gelohnt und ihr und ihrer Familie eine sehr werthvolle Kostbarkeit rauben wollen," sagte Don Pedro strenge. „Jahrelang hast Du das Brod meines Hauses genossen, hast arglistige Treue und Anhänglichkeit geheuchelt, um zuletzt einen großen Betrug ausführen zu können. So schwer Dein Vergehen, so hart soll Deine Strafe sein! Man soll Dich stäupen und Dich in's Gefängniß werfen wie eine ehrlose Dirne!"

Er winkte den Schergen. Diese wollten nun ihre Stricke um Pepita's Hände und Arme legen. Jacopo's

Augen ruhten noch immer auf dem Tuche; es war das nämliche, welches um das Haupt des Mädchens geschlungen war, als er sie zum Erstenmale in der Hütte von Palos neben seinem Lager gewahrte. Plötzlich rief er:

„Nein, nein! Es soll ihr kein Uebles geschehen! Ich verzeihe ihr — wenn sie sich auch versündigte — so hat sie dennoch früher viel für mich gethan! — Ich erkläre mich zufrieden gestellt und verlange, daß nicht weiter mit der Untersuchung und Bestrafung gegen die Schuldige vorgeschritten werde!“

Pepita erhob nun erst den starren Blick vom Boden und haftete ihn mit einem seltsamen Ausdruck auf Jacopo. Dieser unterstützte seine letzte Forderung an die Schergen mit einer Handvoll Maravedis, worauf diese nicht weitere Schwierigkeiten erhoben und sich dankend entfernten. Bermeyo verharrte in seinem Gleichmuthe und seiner Einsilbigkeit. Kein Wort der Klage oder des Dankes entfloh ihm. Jacopo trat jetzt nahe zu seiner Tochter.

„Pepita, unglückliches Mädchen, sage mir endlich, ob Du einer Unterstützung bedarfst — und wenn Du Geld oder Geldeswerth wünschen solltest, um Dir Putz oder sonstigen Tand zu kaufen — oder vielleicht, um einen Mayo oder sonstigen Liebhaber zu erfreuen — sprich —

ich theile mit Dir was ich habe — nur gelobe mir, daß Du Deine Hand nie wieder mit einem Verbrechen besudeln willst!"

Diese eindringlichen Worte erlangten von Pepita indessen nur die mit einem Kopfschütteln begleitete Erwiederung:

„Ich danke Euch, Don Jacopo! Ich will Euer Geld nicht und werde es nie für mich benutzen!"

Auch seine ferneren Zureden blieben fruchtlos. Er entfernte sich endlich mit Don Pedro, wobei dieser seine lebhafte Mißbilligung seiner Nachsicht gegen Pepita, so wie auch des anscheinend so undankbaren Benehmens derselben aussprach. —

Zwei Tage später stand Jacopo wieder vor Beatrix. Die Orangenlaube in dem duftenden Hofe vor ihrem Hause war wieder die Zeugin seines Wehes und seiner Aufregung.

„Ich habe jetzt Eure letzten Aufträge empfangen," fuhr er fort. „Von Diego und Fernando nahm ich vor einigen Stunden im Alcazar Abschied, von Don Pedro schon gestern Abend, da er eine Reise nach Toledo antreten wollte."

„Wo befinden sich jetzt die Edelsteine und Perlen, welche Ihr zuletzt als unser Eigenthum aus der neuen Welt mitbrachtet?" fragte sie hingeworfen.

„Ich habe sie den Beamten der indianischen Verwaltung ausliefern müssen," antwortete er. „Sie behaupteten, daß Alle Eigenthum der Krone wären. Auch nicht einen einzigen Stein hat man mir zu unserm Privatgebrauch gelassen. Ich wage nicht, diesen erbärmlichen Plackereien länger entgegenzutreten, da man sie am Ende so weit treiben könnte, um meine Abreise zu verhindern. Ich hoffe, daß Christobal bei seiner nächsten persönlichen Erscheinung in Europa alle diese mißlichen Dinge zum Bessern wenden wird."

„Wir wollen es erwarten," entgegnete Beatrix gelassen. Dann fügte sie hinzu:

„Ich habe Pepita gestern ohne alles Aufsehen aus meinem Dienste entfernt. Mein innigstes Bedauern folgte ihr. Ihr Vergehen hat mich um so schmerzlicher berührt, da ich auf ihre Zuverlässigkeit Felsen gebaut hätte."

„Sie ist der letzten, größten Versuchung erlegen," versetzte Jacopo traurig.

„Ich habe sie ermahnt, sich nie wieder von einer Lockung bethören zu lassen, sondern ihren Pflichten hinfort so genau nachzukommen, wie es früher der Fall war. Sie ist nach Sevilla zurückgegangen, wo ich sie früher zur Beaufsichtigung meines Sohnes in meinen Dienst nahm."

„Es möge ihr wohl gehen," erwiederte er. „Ich

versprach ihrem Vater früher, ihn mit nach Westindien zurückzunehmen, und bin jetzt um so mehr dazu verbunden, da ich eine so schlimme, ungegründete Beschuldigung gegen ihn erhob, und ihn mit harten, unverdienten Worten beleidigte. Er ist mir schon nach Sevilla vorausgegangen."

„Bringt Christobal meine Grüße und erzählt ihm Alles, was ich Euch aufgetragen," fügte sie hinzu.

„Habt Ihr mir nichts mehr zu sagen?" rief er im ausbrechenden Schmerze, „nicht ein Wort der Liebe zum Abschied, der ein ewiger werden kann? — Zum zweiten Male reiße ich mich mit unsäglicher Pein von Euch los, tiefer noch gebeugt als früher! — Ich will Euch fliehen und möchte nie Euch lassen — o Beatrix, Ihr habt mir unaussprechlich wehe gethan! — Einst war Euer Andenken die Verheißung des Segens für mich — jetzt martert es mich mit dem Stachel des Zweifels, steht wie eine Mahnung an das Unglück vor meiner Seele!"

„Ich will Euch in mein Gebet einschließen, Bruder!" sagte sie mit ihrer gewöhnlichen Sanftmuth, jedoch mit bebender Stimme.

„Ihr achtet meiner nicht," fuhr er leidenschaftlich fort, „ob ich Euch liebe oder hasse, es läßt Euch kalt, und Ihr würdet Euch leicht trösten, wenn ich vor Gram um Euch verginge. Und dennoch liebe ich nichts auf der

Erde so sehr wie Euch, Beatrix! — Auf meinen Armen möchte ich Euch durch die Welt tragen, Euch behüten vor jedem rauhen Lüftchen, und mit der Glut in meiner Brust die Eurige für mich erwärmen! O, Ihr habt sie zu lange von Euch gescheucht, diese Liebe, die das höchste irdische Glück ist!"

„Ich kenne sie," flüsterte Beatrix, „die Liebe und die Reue!"

„Euer Hoffen ist nicht mehr im Himmel, sondern auf der Erde," sprach er aufgeregt weiter, „denn die allgewaltige Natur ist plötzlich in Euch hervorgetreten! — Der Heiligenschein ist von Deinem Haupt verschwunden — und hoch auf lodert wieder die Flamme der Leidenschaft in Dir! — Laß sie sich mit der meinigen vermählen — o Beatrix, beseelige mich mit einem Schärflein des Reichthums, der Dein Herz umschließt — verstoße mich nicht! — Zürne mir nicht, da ich die Feuerworte der Wahrheit rede!"

Sie verhüllte schweigend das Gesicht. Plötzlich zur tiefsten Wehmuth übergehend rief er:

„Ihr wollt mich ziehen lassen, ohne meinen Kummer auch nur durch das geringste Zeichen des Mitgefühls zu sänftigen? — So grausam könnt Ihr nicht sein!"

„Wenn es Euch trösten kann, so nehmt die Ver-

sicherung, daß ich leide wie Ihr," hauchte sie thränenschwer.

„Du willst, Du kannst mich nicht lieben?" rief er wild. „Aber ich lasse Dich keinem Andern, denn an meinem Herzen ist Dein Platz, da Du wieder zu empfinden vermagst! So sicher kannst Du nirgends ruhen, denn meine Liebe zu Dir wird Alles überwinden!"

Er umschlang sie und heiße Küsse brannten auf ihrem Antlitz. Endlich entriß sie sich ihm und eilte die Treppe zum Corridor hinan. Oben angelangt nickte sie ihm einen stummen Abschiedsgruß zu. Erst als sie verschwunden war, wandte er seine Blicke und verließ langsam das Haus, welches die Ursache so vieler seiner qualvollen Seelenbewegungen in sich schloß.

Sechstes Capitel.

Columbus in Ketten.

Der Hof war einige Monate später nach Granada übergesiedelt, mit ihm Donna Elvira und ihr Gemahl, so wie Diego und Fernando Columbus. Die Alhambra war die einstweilige Residenz Ferdinand's und Isabella's. Auch Ferrer war dahin berufen, da die Königin eine Anzahl der aus Westindien angelangten Diamanten geschliffen und gefaßt wünschte. Sie wollte mit ihnen ihrer an den Erzherzog Philipp verheiratheten Tochter Juana ein Geschenk machen, und diese in den Augen des sämmtlichen Hofpersonals hochwichtige Angelegenheit mündlich mit dem kunstfertigen Meister erörtern. Der Letztere war ihren Befehlen nicht ungern nachgekommen, denn theils unterhielt er in allen bedeutenden Städten Spaniens geschäftliche Beziehungen, theils benutzte er diese als Vorwand, um jene anderweitigen Zwecke zu verfolgen, von

denen er zu Donna Elvira geredet hatte. Er befand sich in einem der Nebengebäude der Alhambra, als ihm in der beginnenden Abendstunde Don Amerigo Vespucci gemeldet wurde, welcher ihn sogleich in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünsche. Seit ihrem ersten Zusammentreffen auf der genuesischen Galeere waren diese beiden Männer stets in freundschaftlicher Verbindung geblieben. Amerigo hatte sich nach ihrer damaligen Ankunft in Sevilla erboten, dem Steinschneider die tausend Golddublonen, welche dieser für ihn den Männern von Palos auszahlte, in kleinen Abträgen nach und nach wiederzuerstatten, die er von seinem nicht reichlichen Erwerbe zurückzulegen beabsichtige. Ferrer ging indessen nicht hierauf ein, sondern machte ihm mit der genannten Summe ein Geschenk, wie er dies auch bei seinem andern Unglücksgefährten gethan hatte, obgleich gegen Vespucci keine solche Verbindlichkeit wie gegen diesen vorlag. Amerigo suchte ihm darauf seine Erkenntlichkeit durch eine stets bereite Dienstfertigkeit in der Besorgung von allerlei Aufträgen zu beweisen, wozu ihn seine Geschäftskenntniß, seine Anstelligkeit und sein häufiges Umherreisen besonders geschickt machten.

Jayme Ferrer's Aeußeres zeigte im gegenwärtigen Augenblicke so wenig von demjenigen Aaron Avila's, daß man auch nicht im Geringsten an diesen erinnert

wurde. Er war ganz der Steinschneider von Cordova mit dem dichten, weißen Haar- und Bartwuchs, mit dem dunkeln, furchenreichen Gesicht, mit der gebückten Haltung und mit dem catalonischen Dialect. Nach dem ersten Willkommgruß fuhr er gegen Vespucci fort:

„Ihr kommt von Oran, wackerer Amerigo. Wie habt Ihr Reduan Benegas dort verlassen?“

„Er befindet sich wohl, ist im vollen Besitz seiner Güter und führt das Leben eines arabischen Emirs. Er empfand ein großes Vergnügen über Euer Schreiben, durch welches ich mich gleich nach meiner Ankunft bei ihm einführte. Er war mir darauf behilflich, meinen in Oran beabsichtigten Einkauf von Corduan-Leder auf die beste und schnellste Weise zu befördern, so daß ich zu dem versprochenen Tage mit einem großen Vorrath davon in Cadix eintreffen und es dort mit ansehnlichem Gewinn den Lieferanten überlassen konnte, die es für die nach Neapel bestimmten Kriegsknechte benutzen wollten.“

„Ihr habt also den Zweck Eurer eiligen Reise nach Afrika vollständig erreicht und Euer vortheilhaftes Handelsgeschäft in Cadix abgeschlossen?“ fragte Jaym Ferrer.

„Es ist ganz zu meiner Zufriedenheit beendet,“ antwortete Vespucci, „doch giebt es noch eine andere Ursache, wegen welcher ich sehr erfreut war gerade zu diesem

Zeitpunkte dort eingetroffen zu sein. Die Schiffe, welche aus der neuen Welt anlangten, brachten nämlich die drei Brüder Colon. Ich verfügte mich sogleich zu Don Jacopo, und er und der Admiral erwählten mich zum Ueberbringer einiger Schreiben an Euch, da sie glaubten, daß Niemand sie schneller und sicherer an Euch besorgen würde. Ich versprach Beiden, ihre Wünsche nach meinen besten Kräften zu befördern."

Er überreichte hierbei dem Juwelier einige Schreiben, die mit seidenen Bändchen umwunden und mit Wachssiegeln versehen waren. Dieser überflog den Inhalt des für ihn bestimmten, und ließ es dann mit dem Ausdrucke des höchsten, entsetzenvollsten Staunens aus den Händen fallen.

So wenig dieser vielgeprüfte Mann sonst durch die verschiedenartigsten Vorfälle des Erdenlebens erschreckt wurde, so abgehärtet er gegen jede niederschlagende Ueberraschung geworden war, so ward ihm dennoch hier eine Kunde, welche sein Blut erstarren machte, seine Seele mit Zorn und Gram erfüllte!

Amerigo verstand ihn ohne Worte und fuhr halblaut fort:

„Ihr seht, daß der Admiral wünscht, daß Donna Elvira von Viana sogleich von dem Geschehenen unterrichtet werde. Ich habe Euch mitgetheilt, wie ich ihr und

*



ihrem Gemahl auf eine Weise bekannt geworden bin, die mich auf ewig zu dessen Schuldner macht."

Ferrer nickte beistimmend, als er inne hielt, und sagte kurz:

„Zwei der eingefangenen Räuber sind in Cordova hingerichtet worden. Die Uebrigen verdammte man auf längere oder kürzere Zeit zur Arbeit in den Silbergruben in der Sierra Morena."

Vespucci sprach weiter:

„Doch weiß ich nicht, ob der Ritter von Viana in Granada ist und ob ich — möge dies der Fall sein oder nicht — sogleich bei seiner Gemahlin vorgelassen werden würde. Die Colons haben mich daher an Euch gewiesen, da Ihr mich und ihre Schreiben mit dem möglichst geringen Zeitverluste zu ihnen bringen könntet. Der Admiral ist gleich Don Jacopo des festen Glaubens, daß ihr sein Anliegen auf jede Euch mögliche Weise unterstützen würdet. Wenn er Euch auch nicht oft gesprochen, so denkt er dennoch, daß Ihr Sympathie für ihn empfindet und daß Ihr Eure freundlichen Gefühle für seinen jüngsten Bruder auch auf ihn selbst und den Aeltesten, Don Bartolomäo, ausdehnt."

„Er soll sich nicht in mir getäuscht haben," entgegnete der Steinschneider warm. „Donna Elvira wird noch heute Abend vor die Königin gelangen können, da

ihr der Zutritt zu dieser zu jeder Zeit frei steht. Selbst wenn sie sich schon bei ihr befände, so müßten wir sie in einem der Vorzimmer erwarten, um sie zu bewegen, daß sie sogleich wieder zu der Königin zurückgehe und dieser unsere Wünsche vortrage." —

Dieser außergewöhnliche Schritt war indessen nicht erforderlich. Jayme Ferrer ging ungesäumt mit Vespucci in das Hauptgebäude der Alhambra, wo sie schon nach wenigen Minuten Einlaß in die Gemächer Donna Elvira's erhielten, welche sie allein fanden. —

Der Mond war schon zu früher Stunde am abendlichen Himmel aufgegangen. Voll und glänzend stand seine Scheibe an dem dunkeln Azur des ewigen Domes und beleuchtete die Gärten und Höfe, die sprudelnden Fontainen und die Gruppen der Mandel- und Citronenbäume in ihnen. Er bestrahlte die Straßen und Paläste Granadas, in denen das vielbewegte Leben des Tages schwieg, seine prächtigen Gotteshäuser, auf denen sich nicht mehr der Halbmond erhob. Er beschien die waldbekränzten Abhänge und die düstern Scheittel des Gebirges hinter der Stadt, welche, riesenhaft, wandellos und unvergänglich, empor starrten wie in jenen Tagen, als der unglückliche Boabdil el Chico rathlos zu ihnen hinauf blickte. Die lauen Abende des Sommers waren von den kühleren Lüften des vorgeschrittenen Herbstes ver-

drängt, ohne daß diese jedoch den Aufenthalt im Freien unangenehm machten. Der würzige Duft der Blumen erfüllte nicht mehr die Lauben und Gänge ringsum, denn die Kinder Floras senkten welk und erstorben ihre verblühten Häupter. Die Bäume waren kahl oder es trugen die noch auf ihnen sichtbaren, dünnen Blätterschichten die gelben und bräunlichen Schattirungen der späten Jahreszeit; nur das Immergrün der Myrthe und das Graugrün der Olivenbäume zitterte im Hauche des Abendwindes. Die Sänger der Lüfte schwiegen; das süße Lied der Liebe wurde nicht durch Philomelens klagende Stimme verkündet. Es erschallte von den Lippen eines Jünglings, der in die Saiten der Laute griff, in jenem Garten, in welchem einst Arnold mit Reduan Benegas gerungen hatte. Und wieder wie damals trat ein Weib auf den Altan, liebeglühend, tief verhüllt wie Zoraya, die erste Sultanin Boabdil's. Sie horchte auf die Töne der Liebe, welche Gesang und Saitenspiel athmeten, mit so entzückter Seele, als würden sie ihr zum Erstenmale kund gegeben. Als sie endlich schwiegen, warf sie eine rothe Rosenknospe herunter. Der Verhüllte unten fing sie auf und barg sie an seinem Herzen. Dann rief er leise:

„Maria, Königin meiner Gedanken, darf ich mich Euch nahen? — Ich sah Euch in drei langen Tagen nicht. Wollt Ihr endlich meine Sehnsucht stillen, mich noch ein=

mal aussprechen lassen, daß all' mein Hoffen und Wünschen nur Euch allein gehört?"

Sie beugte sich tief herunter und flüsterte zur Antwort:

„Tretet durch die Hinterthür herein und fragt nach Donna Elvira. Man wird Euch sagen, daß sie einige Fremde in ihre Gegenwart zugelassen hat; laßt alsdann vorerst bitten bei mir eintreten zu dürfen."

„So werde ich Euch allein finden, Maria?" fragte er.

„Einstweilen," antwortete sie.

„Und darf mit Euch von meiner Liebe reden?"

Sie antwortete nur durch ein schweigendes Zeichen und verschwand durch die Zimmerthür. Diego Columbus eilte in das Gebäude, legte seinen großen, verhüllenden Mantel ab und verbarg die Laute darunter. Bald stand er vor Maria von Toledo, welche jetzt ihren Schleier zurückgeschlagen hatte und ihre schwarzen Augen mit allem jenem schwämerischen Feuer auf ihm ruhen ließ, welches auf eine Menge kaum verstandener, mit Wonne und Beben begrüßter Empfindungen in dem Herzen der eben erblühten Jungfrau schließen ließ.

Diego Columbus war nach wie vor häufig in der Gegenwart der Donna Elvira und ihres Gemahls, und daher fiel es nicht auf, daß er sich ihr auch heute nahte. Die Erstere befand sich in dem anstoßenden Gemache,

doch war dessen Thür hinter dem Vorhange geschlossen, so daß man nichts von ihr und den bei ihr Anwesenden gewahrte. Doch konnte sie in jedem Augenblick wieder eintreten. Diego besaß alle jene ritterliche Zartheit, welche die Rohheit des Zeitalters zu Gunsten der Frauen milderte. Sie war ihm von der Natur eingegeben und durch Arnold's Beispiel noch mehr ausgebildet worden. Er kniete nieder, beugte das von langen, braunen Locken umwallte Haupt so achtungsvoll, als befinde er sich in der Nähe der Königin, und als er es erhob, wurden seine edlen Züge durch eine leichte Röthe noch mehr verschönt. Seine tiefblauen Augen hingen an Maria's Gestalt, welche zu ihm getreten war und ihm ihre Hand entgegenstreckte.

„Steht auf, Diego."

Er erhob sich, ohne ihre Hand freizugeben, und fragte:

„So sind auch Euch die letzten Tage lang geworden?"

Sie nickte stumm.

„Die Reise von Cordova hierher war die schönste, die ich jemals machte," fuhr er fort. „Ich durfte Euch zur Seite bleiben und Euch und Euer Roß vor jedem möglichen Unfall behüten."

„Ich weiß nicht, ob ich Euch schon für alle Eure

Sorgfalt gedankt habe," sprach Maria, deren Herz noch immer fast hörbar pochte. „Donna Elvira, welche vor mir ritt, sagte mir hier, daß kein Ritter mich besser hätte geleiten können."

„Nie habe ich eine Pflicht lieber vollführt," versetzte er. „Nie erfreut mich mein eigenes Saitenspiel mehr, als wenn ich dadurch Euch meine Gefühle kundgeben darf; nie würde ich meine Lanze lieber schwingen, als zu Eurem Ruhm und Preis — und wenn mir eine stille Stunde bleibt — eine Stunde des Nachdenkes und der Erinnerung — so lese ich in dem Legendenbuche des heiligen Jago!"

Die Reihe des Hocherröthens war jetzt an Maria gekommen, doch antwortete sie nicht dem tiefsinnigen Blicke des Jünglings, sondern schlug ihr Auge zu Boden. Sie wurde durch diese Zeichen der Befangenheit nur noch reizender für ihn. Er fuhr fort:

„Ich bin wie mit Zauberbanden an Castilien gefesselt. Alle meine Wünsche beschränken sich darauf, hier neben Euch leben zu dürfen; Ihr habt jedes Sehnen in die Weite, dem so viele ritterliche Jünglinge nachgeben, in mir unterdrückt. Mein Vater wünschte, daß ich ihm nach Hispaniola folgen solle, damit er mich auf dem Boden heimisch machen könne, den ich in Zukunft bewohnen soll. Er wollte mich in den Pflichten eines Vicekönigs

von Indien unterrichten, mich alle dortigen Verhältnisse kennen lernen lassen, damit ich dereinst würdig die Stelle bekleide, der er selbst jetzt vorsteht."

„Um aller Heiligen Willen, Diego, Ihr werdet uns nicht verlassen, nicht auf so Lange von uns gehen, nicht eine so weite, gefährliche Reise unternehmen?" rief sie erschrocken. „Ich würde vor Angst um Euch vergehen."

Er zog ihre Hand an seine Lippen und flüsterte:

„Ich bleibe. Man hat diesen Wunsch meines Vaters nicht beachtet und hält mich hier im Dienste der Königin fest. Er ist unzufrieden damit — ich bin erfreut darüber."

„Gottlob," seufzte Maria nur seinem Ohr vernehmlich.

„Maria," fuhr er leise fort, „wenn ich dereinst hinübergehe, in diese wunderbare, neue Welt, wo sich die mährchenhaften Träume unserer Kinderjahre verwirklichen, wenn ich Euch jenes Eldorado als weites Reich zeige, dem Ihr mit mir gebieten sollt — wollt Ihr mir dann folgen — oder schreckt Euch die unermeßliche Seefahrt, die Gefahr, die in der unergründlichen Tiefe lauert?"

Sie schüttelte den Kopf und entgegnete:

„Nicht so sehr wie der Gedanke der langen Trennung. Viel lieber will ich sie mit Euch bestehen, als Euch allein ihr ausgesetzt wissen."

Der Eintritt eines Leibdieners unterbrach seine heißen Dankesworte. Dieser trug einen silbernen Teller, auf welchem ein Brief lag. Er sprach:

„Donna Elvira übergab mir diesen Brief für Don Diego Colon. Als ich ihr sagte, daß er hier anwesend sei, gebot sie mir, ihn ihm sogleich zu überbringen.“

„Von meinem Vater!“ rief Diego, indem er das Schreiben zu sich nahm.

„Les't es,“ sagte Maria nicht ohne Aengstlichkeit. „Ich will nicht fürchten, daß der Admiral Euch seinen Willen, zu ihm nach Hispaniola zu kommen, bestimmter ausspricht.“

Diego entfaltete das Schreiben. Aber bald begannen seine Hände zu zittern und seine Wange erbleichte. Endlich entsank ihm das Papier und er schlug die Hände vor die Stirn.

„Was ist Euch, Diego?“ rief das junge Mädchen zum Tode erschrocken.

„Mein Vater, ach, mein Vater!“ rief er.

„Was ist ihm geschehen?“ fragte sie wieder. „Was kündet Euch dies unheilvolle Schreiben? Ist es von der eigenen Hand Eures Vaters?“

„Ja, ja!“ rief er außer sich. „Man hat ihn wie einen überwiesenen Verbrecher behandelt, ihn und seine



beiden Brüder mit Ketten belastet, und sie Alle in diesen Fesseln herüber nach Europa gebracht!"

„Hochgelobter Jesus, kann dies möglich sein?" rief Maria unter Thränen.

„Er selbst schreibt es mir, es ist kein Zweifel!" rief er, indem auch über seine Wangen Thränen rollten. „Er ist in Cadix angekommen und erwartet dort die Befehle der Königin."

„Aber eilt sogleich zur Königin," sprach Maria. „Sucht um jeden Preis zu ihr zu gelangen, und fleht sie auf den Knieen an, Eurem Vater die Freiheit zu geben. Das gütige Herz Isabella's wird nicht lange zaudern, ihm Gnade angedeihen zu lassen."

„Es wird mir nichts helfen, sie wird mich nicht einmal vor sich lassen," versetzte er schmerzlich. „Nur zu wohl habe auch ich es seit Monaten empfunden, daß die Sonne der königlichen Gunst sich von mir wie von meinem Vater wandte. Kein Wort ist mir seitdem von den Herrschern zu Theil geworden; auch ihr Blick streifte achtlos an mir vorüber, als gewahre er mich gar nicht. Ich darf nicht hoffen, daß die Königin mir zu so ungewöhnlicher Stunde Gehör bewilligt."

„So wird Donna Elvira für Euch sprechen müssen!" rief Maria, von einem schnellen Gedanken ergriffen. Sie eilte auf die Thür zu. In dem nämlichen Au-

genblicke trat Elvira durch diese ein. Sie war in heftiger Gemüthsbewegung, die ruhige Würde ihrer Haltung verschwunden. Schmerz und Entrüstung lagerte auf der reinen Stirn und glühte in ihren dunklen Augen. Ihre Hände zitterten leicht und ihr Schritt war schnell. Maria sank vor ihr nieder und erfaßte ihre Hände.

„Elvira!“ rief sie im heißen Flehenston. „Du hattest stets ein offenes Herz für die Unterdrückten und Verfolgten! Nimm Dich auch jetzt ihrer an! Sieh' Diego's Thränen, sieh' meinen Kummer, der so tief ist wie der seinige! Sein Vater ist auf das Unwürdigste behandelt, ist mit Ketten belastet worden — hilf ihm und uns, daß er davon befreit werde!“

„Der Weltentdecker in Ketten — der Mann, dessen Ruhm weit über die Grenzen dreier Welttheile reicht — ich weiß es!“ sprach Elvira gedämpft.

„Diego wird nicht vor das Angesicht der Königin gelangen,“ fuhr das junge Mädchen fort, „so gehe denn Du, theure Tante, gehe sogleich, und sprich anstatt seiner, damit dies Unglück von ihm und seinem Vater gewendet werde. Thue es, und ich will Dir auf den Knieen danken — mehr noch, als für Alles, was Du bisher an mir thatest!“

„Ich bin schon im Begriff, mich zur Königin zu verfügen,“ erwiederte Elvira, indem sie gütig das Mäd-



chen in die Höhe zog. „Beruhige Dich, liebes Kind! Was meine Kräfte für den edlen Admiral vermögen, soll unverzüglich geschehen. Das Uebrige müssen wir in Gottes Hand stellen. Ich habe so eben das Nämliche diesen beiden wackeren Männern versprochen, welche mir und Euch diese unerhörte Botschaft brachten."

Sie deutete auf die geöffnete Thür, durch welche Vespucci und Ferrer im Nebengemache sichtbar wurden. Ein Wink von ihr rief sie herbei. Diego trat näher und zog genauere Erkundigungen über den Zustand seines Vaters ein. Er erfuhr, daß er ziemlich gesund und wenn auch niedergeschlagen, so doch nicht ohne Hoffnung auf eine bessere Wendung der Dinge sei. Außerdem wiederholte Amerigo ihm alle jene Einzelheiten, die er auch Ferrer schon mitgetheilt hatte. Diego's Fassung war zurückgekehrt. Er sprach zu Donna Elvira:

„Ich bin entschlossen, sogleich ein Roß zu besteigen und mich nach Cadix auf den Weg zu machen."

„Du stehst in den Diensten der Königin," entgegnete sie, „willst Du nicht erst ihre Erlaubniß zu Deiner Entfernung nachsuchen? Sie könnte diese, da sie ohne ihr Vorwissen geschieht, ungnädig aufnehmen."

„Ich will es auf diese Ungnade wagen," sprach Diego mit einer Entschiedenheit, die sonst seinem bescheidenen Wesen fremd war. „Auf jeden Fall würde

eine Zögerung für mich entstehen. Auch könnte sie mir diese Erlaubniß verweigern, und dann würde ich die Alhambra nicht verlassen dürfen. Mein Platz ist an der Seite meines Vaters, mein Beruf, ihn zu trösten und zu stützen. Er hat nur zu lange seine Söhne entbehrt. Jeder Augenblick des Wartens wird mir zur Qual und zum peinigenden Vorwurfe. Sein Unglück ruft mich zu ihm!"

„So gehe, gehe sogleich," sprach Elvira entschlossen; „nimm einige unsere Lanzenträger als Begleiter mit Dir. Ich nehme die Verantwortung für Deine schnelle Entfernung auf mich. Bringe Deinem edlen Vater unseren freundlichsten Gruß, und möge er versichert sein, daß noch in dieser Stunde Alles geschieht, was Hochachtung und Freundschaft zu seinem Besten zu ersinnen vermögen. Ich erwarte in jedem Augenblick meinen Gemahl. Er begleitet den König auf einem Ritt in die Vega. Er wird sich freuen, seine Bemühungen mit den meinigen zu vereinigen, denn seine Verehrung des Admirals ist der meinigen gleich. Es ist von der äußersten Wichtigkeit, daß das Schreiben des Admirals an die Königin in deren Hände gelange, ehe sie der Bericht des aufgeblasenen Bovadilla erreicht. Ich will ihn ihr daher sogleich selbst überbringen."

Diego verabschiedete sich mit einer tiefen Verbeugung. Die Worte und Zeichen der Liebe, mit denen er

vorher so freigebig gegen Maria gewesen, schwiegen jetzt. Der Gedanke an das Unglück seines Vaters lag zermalmend auf ihm und entblätterte vorzeitig den jungen Lenz seiner innigsten Gefühle. Amerigo Vespucci nahm nun das Wort:

„Ich würde sehr glücklich sein, wenn es mir gestattet wäre, den tapferen Ritter von Viana heute noch begrüßen zu dürfen. Ich sah ihn nicht wieder, seit er seinen Heldenarm zu meiner Befreiung erhob.“

„So erwartet ihn hier,“ sprach Elvira mit ernster Freundlichkeit. „Meine Nichte wird es vorziehen, sich in ihre innersten Gemächer zu begeben, doch wird Meister Ferrer Euch Gesellschaft leisten, wie ich hoffe. Vielleicht wird mein Gemahl eher durch Euch, als durch mich das Vorgefallene erfahren.“

Ferrer erklärte sich bereit, diesem Verlangen zu willfahren. Maria suchte nur zu gern die Einsamkeit, denn ihr geängstetes Herz sehnte sich, von der Gegenwart störender Zeugen befreit zu sein. Elvira hüllte sich in ihre Mantille und verließ mit ihrer Nichte zugleich die Gemächer. Erst auf dem Gange vor diesen trennten sich Beide und gingen nach verschiedenen Seiten. So sehr wünschte Elvira unbemerkt zu bleiben, daß sie ihren Weg ganz allein antrat und auch bei dessen Verfolgung jede Begleitung eines Dieners zurückwies. Verhüllt und schweigend ging sie an den Schildwachen vorüber und

gelangte zuletzt in jenen Flügel, den sie vor Jahren als Boabdil's Gefangene bewohnte. Nach dem ihr zukommenden Vorrechte trat sie unangemeldet bei der Königin ein.

Der üppige Prunk, welcher unter der maurischen Herrschaft hier entfaltet ward, war theilweise verschwunden. Ein gewisser düsterer Ernst, zu dem auch die spanische Grandezza in dem Benehmen seiner gegenwärtigen Bewohner beitrug, lagerte auf diesen einst dem ausgesuchtesten Genuße geweihten Räumen. Mehrere Ritter und Lanzenknechte, zur Leibwache gehörig, bewegten sich still und gemessen auf den Höfen und in den Hallen. Einige Edelknaben und Leibdiener standen in den Vorzimmern. Isabella war allein; sie saß auf einer Ottomanne und las in einer lateinisch abgefaßten Schrift, welche ihr der Cardinal Ximenes als eine Zusammenstellung der Maßregeln überreicht hatte, die er angewendet, um seine Reform der verderbten Sitten der spanischen Geistlichkeit zu bewerkstelligen. Als Elvira den Vorhang zurückschlug, welcher die Thüröffnung verdeckte, sah Isabella auf und rief ihr entgegen:

„Du hast uns erst vor wenigen Stunden verlassen, liebe Nichte, doch erfreut mich Dein Anblick wie immer. Willst Du mir die Zeit verkürzen, bis der König mit seinen Rittern heimkehrt?"

„Dies kann in jedem Augenblicke geschehen," antwortete Elvira, „doch wollte ich mir vorher noch auf einige kurze Minuten Gehör von Eurer Hoheit erbitten."

„So setze Dich zu mir und sprich," sagte Isabella, indem sie auf ein Tabouret wies, welches, niedriger als der Sitz der Königin, in der Nähe stand. Elvira legte den dritten der ihr von Ferrer zugestellten Briefe auf ihren entfalteten Fächer und bot ihn der Königin dar. Dann erst ließ sie sich schweigend nieder. Diese rief überrascht:

„Von Christobal Colon? — Er ist also schon in Europa angelangt. Die Nachrichten, welche ich zuletzt über ihn erhielt, waren mir nicht angenehm."

„Er ist kürzlich in Cadix gelandet, wohin Bovadilla ihn mit seinen Brüdern schickte," versetzte Elvira.

Isabella sah sie fragend an.

„Die Gewalt," fuhr Elvira fort, „welche Eure Hoheit dem Bovadilla so unverdienter Weise verlieh, hat diesen schwachen und eiteln Mann zu unglaublicher Unverschämtheit aufgeblasen. Bei seiner Ankunft auf Hispaniola zeigte er Euer Beglaubigungsschreiben prahlerisch vor und gebot dem Admiral, vor ihm zu erscheinen. Ohne irgend eine gesetzliche Untersuchung zu veranstalten, ließ er ihn mit Fesseln belasten. Colon widersetzte sich keinen Augenblick dieser ungeheuren Beschimpfung. Bovadilla

faßte nun alle jene niedrigen und nichtswürdigen Verläumdung zusammen, die der Haß der Gegner und ihre Hoffnung, sich bei ihm in Gunst zu setzen, ersonnen hatte, und beförderte alle diese gehässigen Beschuldigungen mit dem Admiral selbst hierher nach Europa. Diesen Letztern und seine beiden Brüder befahl er während der Ueberfahrt in den angelegten Fesseln zu lassen."

Die Königin sah noch immer unverwandt und wortlos auf die beredten Züge der vor ihr Sitzenden. Es war, als wenn die Ueberraschung ihr die Sprache versagte. Ein unsägliches bitteres Lächeln spielte um die Lippen Elvira's, als sie hinzufügte:

„Wenn Christobal Colon in den Zeiten des Alterthums in Griechenland oder in Rom gelebt hätte, so würden ihm Statuen errichtet, Tempel erbaut und Ehrenbezeugungen erwiesen sein, wie man sie den Göttern weihte. Castilien belohnt ihn anders; es wirft ihn in Ketten — diese Ketten trägt er nun schon länger als drei Monate!"

„Aber dies ist ein unerhörter Mißbrauch — eine entsetzliche Verkennung meines Willens!" rief Isabella, indem sie endlich Worte für ihre aufgeregten Gefühle fand. „Ich habe befohlen, daß Bovadilla für eine Weile an die Stelle des Admirals treten, die Beschwerden der Colonisten untersuchen, und die Wirren unter ihnen schlichten solle. Aber ich habe dabei vorausgesetzt, daß

*

die höchste Rücksicht für den Admiral beobachtet und daß alles wirklich Kränkende für ihn vermieden werde! Welch' ein schwerer Tadel trifft meine Anordnungen, da sie so verkehrt gedeutet wurden! Welche Beschuldigungen wird die Welt gegen mich erheben, wenn sie mir ein solches Verfahren zuschreibt!"

„Die schwersten," sprach Elvira mit tiefem Ernst, „diejenigen des schwärzesten Undanks! Mit- und Nachwelt werden Dich richten!"

„Alle Heiligen mögen mich vor dieser schmählichen Sünde beschützen!" rief die Königin wie von Angst erfüllt.

„Wenn der Admiral auch," fuhr Elvira fort, „einige Uebesonnenheiten beging, so hat er dennoch unendlich viel für Spanien und für die ganze gebildete Welt gethan. Die Schmach, die ihm widerfahren, trifft das ganze Volk der Spanier."

„Und seine Herrscher mit ihm!" sprach die Königin tief ergriffen. „Ich fasse die ganze Sache noch immer nicht," fuhr sie etwas ruhiger fort. „Bovadilla steht in dem Rufe eines ehrlichen und frommen Mannes; wie hat man in seinem Charakter Unredlichkeit oder Habsucht entdeckt."

„Jedenfalls hat er sich als durchaus untauglich be-

wiesen," sprach Elvira auf ihre furchtlose Weise weiter, „denn er zeigte sich so boshaft wie unwissend."

„Fonseca empfahl ihn so dringend," versetzte die Königin wie in Nachdenken versunken, „und stellte uns die Beschwerden des Pflanzstaates so sehr bedeutend vor, daß jede verderbliche Zögerung vermieden werden müsse. Eine solche würde entstanden sein, wenn wir unserm Bevollmächtigten eine beschränktere Gewalt verliehen hätten, die ihn nöthigte, erst Anweisungen für seine Handlungen von uns aus Spanien zu erbitten. Auch mußte diese Gewalt nothwendig der des Admirals überlegen sein, da dieser einer der Betheiligten war. Ihm und seinen Freunden wollten wir nach ihrer Ankunft hier selbst ein billiges und gnädiges Urtheil sprechen — und nun hat uns dieser Bovadilla auf so abscheuliche Weise vorgegriffen!"

„Das Uebel ist geschehen, wenn auch gegen Deinen Willen, große Königin," sprach Donna Elvira. „Aber lösche ihn aus, diesen dunkeln Flecken, der an Deinem Ruhme haftet! Befreie den Admiral und seine Brüder, und entschädige sie für alle die Unbill, die sie erleiden mußten!"

„Das soll geschehen," sprach die Königin mit aller Lebhaftigkeit ihrer Jugendjahre. „Doch will ich erst den Brief lesen, den Colon mir sendet."

Sie entfaltete diesen. Columbus setzte ihr darin seine Beschwerden auseinander und erbat die Wiederkehr ihrer Gnade. Er habe fast immer von den Seinigen entfernt leben, sich den süßen Banden der Familie entreißen müssen, um seine Unternehmungen zu fördern. Er habe diese zum alleinigen Besten Spaniens ausgeführt, während die Regierung von England, Frankreich und Portugal ihm die lockendsten Anerbietungen gemacht hätten, ihnen diese Vortheile zuzuwenden. Für alle diese standhafte Treue sei er wie ein überwiesener Verbrecher behandelt, wie ein Missethäter in das Land geschafft worden, für welches er eine neue Welt entdeckt habe.

„Er hat Recht," sprach Isabella tief gerührt, „ihm ist schmählich vergolten worden!"

„So will Eure Hoheit ihm einen Boten senden, der ihn sogleich von seinen Fesseln befreit?" fragte Elvira in höchster Spannung.

„Er soll unverzüglich abgehen," antwortete die Königin rasch und fest, „und einen eigenhändigen Brief von mir an Colon mitnehmen. Was gut zu machen ist, soll geschehen."

Man hörte Pferdegetrappel im äußeren Vorhofe der Alhambra.

„Der König wird mit seinen Rittern zurückkommen," sprach Elvira, welche an's Fenster eilte. „Don



Arnold ist unter ihnen. O, so betraue ihn mit dieser hochwichtigen Botschaft! Er war es, der Christobal Colon zurückholte, als er, an der Zustimmung der Herrscher verzweifelnd, Spanien für immer verlassen wollte; er begrüßte ihn, als er im Sonnenglanze seines Ruhms aus der neuen Welt heimkehrte und seinen Triumphzug nach Barcellona unternehmen sollte — laß ihn auch heute gehen, um dem tiefgebeugten, schwer gekränkten Dulder die Rückkehr Deiner Gnade zu verkünden!"

Sie war dicht vor die Königin getreten und streckte ihre Hand aus, wie um ihre Bitte zu unterstützen.

„So sei es," sprach diese. „Möge er ein stattliches Gefolge von Rittern und Waffenträgern mitnehmen, die den Admiral und seine Brüder hierher geleiten sollen. Ich werde ihm tausend Dukaten senden, womit er seine ersten Ausgaben bestreiten kann. Es soll Alles geschehen, um ihn für das erlittene Unrecht schadlos zu halten und ihm zu zeigen, daß ihm dies gänzlich gegen meinen Willen zugefügt ist. Ich will sogleich das Schreiben abfassen und die nöthigen Befehle erlassen. In der kürzesten Zeit sollen die Ritter mit ihren Begleitern abgehen!"

„Ich wußte es, große Königin, daß Dein edles Herz laut sprechen würde, wenn ich es zum Schutze der gekränkten Tugend aufriefe!" sprach Elvira, indem sie

mit wahrer Hochachtung die Hand Isabella's an ihre Lippen führte und auf den Schemel vor ihr niederkniete.

„Und nie wird sie eine furchtlosere Vertheidigerin finden als Dich," sagte Isabella leise lächelnd.

„Verzeihe mir, erhabene Isabella, wenn ich zu kühn zu Dir sprach," fuhr Elvira fort. „Meine Aufregung war so heftig, daß ich sie nicht zu bemeistern vermochte. Ich habe auch Diego Colon gehen heißen, ohne erst Deine gnädige Erlaubniß dazu einzuholen; der Sohn eilte zum Vater, um ihn zu trösten. Jeder Augenblick des Zögerns schien ihm ein Verbrechen an seiner Liebe, die sein Vater so lange entbehrt hatte."

„Es ist gut," entgegnete die Königin. „Ich danke Dir, daß Du mich so unumwunden mit diesen traurigen Vorfällen bekannt gemacht hast; sie konnten nicht schnell genug zu meinem Ohre kommen, damit meine Gerechtigkeit wieder gut mache, was möglich ist." *)

---

*) Siehe über alles dies: Geschichte des Admirals von Fernando Colon.



Siebentes Capitel.

Rodrigo Bermeyo.

Christof Columbus befand sich in der Kajüte des Fahrzeuges, welches ihn von Hispaniola herübergebracht hatte. Der Hafen von Cadix, aus dem er einst mit so großen Hoffnungen, im vollen Genuße seiner Würde und seines Glückes, als der hochgebietende Befehlshaber einer zahlreichen Flotte abgesegelt war, beherbergte jetzt das Schiff, welches als sein Gefängniß diente. Aber nie war die Seelenstärke dieses großen Mannes deutlicher hervorgetreten, als in diesen Tagen des schwersten Unglücks. Kein Wort des gerechtesten Zornes oder bitterer Klage entfloh seinem Munde. Mit schweigender Resignation fügte er sich der schrecklichen Veränderung, und nahm als ein wahrer Jünger des größten Meisters sein Kreuz ohne Murren auf sich.

Er saß am Fenster und blickte hinaus auf das

Meer, auf jenes Element, was ihm im Laufe seines langen, mühevollen Lebens so vertraut geworden war, wie die Muttererde, auf der seine Wiege stand. Da öffnete sich die Thür; der Matrose Rodrigo Bermeyo trat vor ihn und nahm ohne Säumen das Wort:

„Ich habe von dem Capitano die Erlaubniß erhalten, bei Euch einzutreten, Don Christobal. Der Cajütenwärter ist krank geworden; ich soll seine Stelle vertreten. Ihr wißt wohl nicht einmal, daß ich die Reise von Hispaniola hierher am Bord dieses Schiffes mit Euch gemacht habe?“

„Nein,“ antwortete Columbus, „ich habe Dich nicht bemerkt.“

„Aber ich Euch desto besser. Nun wir hier sind, möchte ich ein Wörtchen mit Euch reden.“

„Sprich, ich höre!“ erwiederte Columbus.

„Ich will Euch erzählen, daß der Bischof Fonseca schon in Sevilla dem Bovadilla die Weisung gab, Euch gleich auf Hispaniola festzunehmen. Euer Bruder und ich machten unsere letzte Fahrt dahin schneller als er die seinige, und trafen noch einige Tage vor ihm dort ein, und da Fonseca mich dem neuen Statthalter als einen zuverlässigen und gewandten Mann empfohlen hatte, hörte er auf meine Worte, die ihm das Nämliche riethen. Ich fügte hinzu, daß ich seit länger als acht Jahren in Eurer

oder Eurer Brüder Nähe gewesen, und daher überzeugt sei, daß Ihr offene Feindseligkeiten gegen ihn anstiften würdet, wenn er sich Eurer nicht ganz und gar versicherte. Eure Ketten habt Ihr mir und Fonseca zu danken!"

„Dem Bischof Fonseca — ich dachte es!" sprach Columbus gelassen. „Allein was that ich Dir?"

„Habt Ihr mir nicht die Geldsumme verweigert, welche mir für das erste Erblicken der neuen Welt gebührte? — Ich rief damals Gottes Fluch über Euch herab; er hat endlich Euer Haupt getroffen."

„Also so lange hast Du mich gehaßt?"

„Euch gehaßt und verwünscht wie meinen Todfeind. Martin Alonzo Pinzon starb mit den nämlichen Gefühlen gegen Euch. Ich tröstete ihn auf dem Sterbebette, indem ich ihm gelobte, seine Rache an Euch mit zu übernehmen. Dabei ließ ich mir Eure gnädige Verzeihung und die Trinkgelder und die Spenden gefallen, welche Fonseca mir zur Entschädigung für das, um was Ihr mich betrogen, zukommen ließ. Ich blieb Euch wie ein böser Geist zur Seite, ging mit Euch nach Hispaniola, schürte die Unzufriedenheit unter Euren Gegnern, wo ich konnte, und ruderte sie endlich freiwillig mit meinem Boote an die Schiffe, welche Don Bartolomäo, Euer Bruder, aus Spanien herübergeführt hatte, so daß sie

mit diesen entfliehen und im Vaterlande ihre Klagen gegen Euch erheben konnten."

„Du übtest also doppelten Verrath," versetzte Columbus mit der Ruhe des Weisen. „Deine Rolle wurde gut gespielt; ich habe sie Dir nicht zugetraut."

„Ich brachte Euch falsche Nachrichten wo ich konnte," fuhr der ruchlose Berichterstatter fort. „Heimlich ermunterte ich die Colonisten, die in ihrer Gewalt befindlichen Indianer auf den Märkten Andalusiens und Castiliens zu verkaufen, und ging ihnen darin bei meiner letzten Anwesenheit hier mit gutem Beispiele voran, weil ich wußte, daß Ihr die Schuld dafür tragen müßtet. Don Jacopo wollte mich damals bei einer Gelegenheit zur Ruhe verweisen, doch war er dumm genug, mich entschlüpfen zu lassen. Zu Euch mußte ich wieder, denn mit Euch hatte ich noch viel abzumachen. Oft genug dachte ich in der ersten Zeit nach Eurem schändlichen Betruge an mir, daß ich Euch nach alter, spanischer Weise mein Messer in die Brust stoßen wollte — aber diese langsame Rache gefiel mir besser, da sie Euch ärger peinigen und tiefer kränken würde, als ein schneller Tod, den Euch ja auf jeder Reise die See bringen konnte."

„Auch der Heiland trug seine Dornenkrone," sprach Columbus mit der Ergebung des christlichen Dulders, „warum sollte sie denn zu scharf für mich sein? — Viel-

leicht habe ich nicht alle Gebote des Herrn gehalten, vielleicht bin ich meiner Pflicht nicht so treu gewesen, wie es hätte sein können, und wenn auch diese Prüfung hart ist, so will ich sie wie eine Buße betrachten, die mir für meine Unvollkommenheiten auferlegt ist."

„So haltet gut bei ihr aus, hochmüthiger Genuese!" rief Rodrigo mit wildem Hohn, „ich werde Euch darin nicht stören! — Ihr habt endlich Euren vollen, gerechten Lohn empfangen, und mein Triumph ist, daß ich viel dazu beigetragen habe! — Ich meinestheils konnte hier in der alten Welt nicht zu Reichthümern gelangen, da mußte ich denn da drüben darauf ausgehen, mir Gold zu erwerben. Aber ich muß noch mehr haben. Noch eine Reise — und ich komme als gemachter Mann heim, um nicht wieder fortzugehen. Dann sprechen wir uns wieder. Wenn ich mein Leben ganz genieße, werdet Ihr das Eure im Kerker beschließen. Ich gehe bald wieder nach Hispaniola ab!"

„Möge Dein Herz dort gebessert werden," sagte Columbus, während der Matrose die weißen Zähne fletschte und das braune Antlitz in Grimm und Wuth verzerrte. Im Begriff, das Gemach zu verlassen, rief er zurückblickend:

„Vorläufig ist unsere Rechnung quitt. Möge es allen lügnerischen Prahlhänsen wie Euch ergehen!" —



Noch waren diese boshaften Worte nicht verhallt, als jugendliche Tritte hörbar wurden. Columbus erhob das gebeugte Haupt; sein Auge erglänzte. Der leichte, elastische Schritt konnte nur einem ihm theuren Wesen angehören. Im nächsten Augenblicke hing Diego an dem Halse seines Vaters.

Die kindliche Zärtlichkeit des Sohnes, die heißen Thränen, welche bei dem Anblicke der Ketten an den Händen und Füßen des Vaters über seine Wangen rannen, die Nachrichten, welche er von Donna Elvira brachte, waren die ersten Balsamtropfen für die tiefen Wunden, welche dem Gemüthe des Admirals geschlagen waren. —

Jacopo saß während dessen still und einsam in einer andern Cajüte des nämlichen Schiffes. Er theilte nicht die ruhige Ergebung seines ältesten Bruders; eine tiefe Niedergeschlagenheit lagerte auf seinem Geiste. Täglich hatte er auf der langen Reise die Gegenwart des Admirals wenigstens auf Stunden genossen, doch hatte weder dessen sanfte Resignation, noch das muthige Selbstvertrauen seines zweiten Bruders seine gesunkene Zuversicht auf den endlichen, glücklichen Ausgang ihrer gerechten Sache neu beleben können. In düsterer Verschlossenheit hatte er seit Wochen nur über das Nothwendigste geredet, und saß auch jetzt stumm auf einem Sessel, das Haupt zurück an die Wand gelehnt, die gefesselten Arme über

der Brust zusammengelegt. Plötzlich öffnete sich die Thür und eine weibliche Gestalt flog auf ihn zu. Sie sank vor ihm nieder, umfaßte seine Knie und brach in Thränen aus.

„Pepita!“ rief er überrascht, indem er ihr die Hand entgegenstreckte. „Woher kommst Du? Wie hast Du so lange gelebt?“

Sie bedeckte seine Hand mit Küßen ohne zu antworten. Dann ging sein Ton in denjenigen einer sanften Freundlichkeit über, wenn auch noch die tiefe Melancholie seines Innern durchklang:

„Fasse Dich und erzähle mir, wie Du zu mir gelangen konntest.“

„Ich kenne den Schiffssoldaten, der Euch bewacht, von Palos her,“ erwiederte sie, indem sie ihre Thränen zu trocknen suchte. „Einige gute Worte und einige Maravedis von mir brachten ihn dazu, mich heimlich zu Euch zu lassen.“

„Also Du hast Dich nicht von mir gewendet, wie sonst alle Andern, die sich sonst unsere Freunde nannten?“ fragte er auf die nämliche Weise.

„Nie, nie!“ rief sie heftig. „Ich werde Euch anhängen bis zum Tode! Auch nicht das größte Unglück kann mich darin wankend machen! — Ich würde zu Euch



halten, auch wenn Ihr als der niedrigste Verbrecher zum Richtplatz gehen müßtet!"

„Man kann nicht wissen, was mir noch bevorsteht," sprach er mit einem bittern Lächeln.

Sie rief nochmals unter hervorbrechenden Thränen:

„Ich darf wieder zu Euch kommen, Don Jacopo, da Ihr unglücklich und verlassen seid! — Ich darf wie eine Magd zu Euren Füßen knien und Euch fragen, ob es nichts gibt, nicht einen kleinen Dienst oder eine große Mühsal, was ich für Euch vollbringen könnte? — Das arme Mädchen von Palos ist nicht mehr von Eurem Angesichte verbannt. Sie fleht Euch an: gebietet über alle ihre Kräfte, über all' ihr Denken und Thun — sagt mir, was ich für Euch unternehmen soll!"

„Wie schändlich man Euch behandelt," fuhr sie fort, als er schwieg, „möge der Zorn der Heiligen Eure Verfolger treffen! O, diese Grausamkeit ist herzbetrübend!"

Sie nahm ein feines, weißes Tuch vom Halse, zerriß es und schob einige Stücke davon unter die Fessel, welche seine Handgelenke umschloß und diese roth gescheuert hatte.

„Laß es gut sein, Pepita," sprach er wehmüthig. „Das Eisen hat mich nicht zu sehr gedrückt; ich habe Schlimmeres ertragen. Du meinst es treu mit mir. Nun

setze Dich zu mir und erzähle, wie Du es schon erfahren konntest, daß ich in dieser unglückseligen Lage hier angekommen sei."

Sie stand auf und erwiederte etwas ruhiger:

„Ich hielt mich in Sevilla in jener Posada auf, in der Ihr mich schon vor Jahren gesehen, und spielte dort die Zither zum Vergnügen der tanzenden oder sitzenden Gäste. Kürzlich gewahrte ich unter den Letzteren Don Amerigo Vespucci."

„Ach," sagte Jacopo, als sie einen Augenblick inne hielt, „Du kennst ihn von jenem Tagen her, da er mit mir und dem Steinschneider nach unserm Schiffbruche Aufnahme in Deiner Hütte in Palos fand."

„Er rastete nur so lange Zeit," setzte sie beistimmend hinzu, „wie erforderlich war, bis er ein anderes Pferd erhalten konnte, da das seinige sehr abgetrieben war. Er zeigte große Eile, und ich hörte ihn sagen, daß er von Cadix komme und nach Granada wolle. Da fragte ich ihn, ob in Cadix kürzlich Schiffe aus Westindien angelangt seien, und ob er auf diesen etwas von meinem Vater gehört habe, der ihn ja einst an unserer Küste von der genuesischen Galeere holte. Er antwortete mir, daß mein Vater auf dem nämlichen Schiffe mit den Colons angelangt sei. Nun fragte ich weiter und dringender — nach Euch, Jecopo — und er gestand mir zuletzt in der

Stille, daß Eure Angelegenheiten schlecht ständen. Dabei hieß er mich, selbst nach Cadix zu gehen, wo ich ja meinen Vater aufsuchen und Alles erfahren könne, was ich zu wissen wünschte. Ich bemerkte, daß er sehr verstimmt war und fast ängstlich vermied, mir Näheres mitzutheilen; es kam mir vor, als wenn ein trauriges Geheimniß seine Zunge bände — und so lief ich denn hierher so schnell es gehen wollte, als er seinen Weg nach Granada angetreten hatte."

„Gewandert bist Du — ach Pepita, das thäte Niemand sonst in ganz Castilien für mich!" fiel er ihr in's Wort.

„Und als ich athemlos, zum Tode ermüdet meinen Vater aufsuchte, erfuhr ich von ihm, daß Ihr in Fesseln geschlagen wäret — Ihr und Eure Brüder — und drängte mich zu Euch, um Euch zu sehen, um Euch zu dienen — um Euch zu trösten!"

Sie beugte sich noch einmal auf seine Hand herunter. Eine herzliche Theilnahme verdrängte für den Augenblick jedes andere Gefühl aus der Brust des jungen Mannes. Eine Ahnung der Natur, der Zuneigung Pepita's erwachte in ihm; er hörte, daß dieses einfache Mädchen noch immer Noth und Tod mit ihm theilen wollte, und erkannte, daß er ihr theurer war, da sie ihn wie einen armen Schiffbrüchigen der tobenden See abrang,

da er wie ein Verbrecher in Ketten lag, als in jenen Tagen des Glanzes, in denen er den Ruhm seines hochgefeierten Bruders theilte! — Er legte liebevoll seine zweite Hand auf ihren Kopf, während ihr ganzes Benehmen, seit er sie zuerst gesehen, an seinem Geiste vorüberging. Es enthielt seltsame Widersprüche, aber Mitleid und Dankbarkeit beschwichtigten jeden Zweifel, und seinen innersten Gedanken Worte gebend versetzte er:

„Ich sagte Dir einst ein hartes Wort — über jenes Halsgeschmeide — verzeihe es mir heute, Pepita! Ein schwarzer Schatten war an jenem dunkeln Tage zwischen uns getreten!"

„O, redet nicht davon!" rief sie. „Ihr gelangtet wieder zu Eurem Eigenthnm; fragt mich nicht weiter. Denkt, daß es Euch nie genommen wurde, daß Ihr es nie entbehrt habt. Löscht diesen Tag des Unglücks aus Eurem Gedächtnisse — er war mir noch schrecklicher als der heutige, da ich Euch in Ketten sehe! Wenn ich mir jemals ein Verdienst um Euch erwarb, so belohnt mich dafür, indem Ihr jedes Mißtrauen gegen mich aus Eurem Herzen scheucht!"

„Ha, Mädchen," sprach er betroffen, „könnte es möglich sein, daß Du damals nicht jenen Schmuck entwendetest, daß Du alle Schuld auf Dich nahmst, Alles opfertest, um Deinen Vater zu retten? Und daß ich

Dein Herz durch ungerechte Vorwürfe bis zum Tode verwundete? — O, eine Tochter wie Du, ein Weib, dessen Seele ein Diamant ist — und ein so ruchloser Vater!"

„Schweigt, um Gottes willen!" rief sie mit gerungenen Händen. „Dies Geschmeide war ein Köder der Hölle, womit der Böse schon bei Eurem Schiffbruche die Augen der Menschen verblendete, um eine arme Seele zu verlocken! Laßt Alles wie es ist, und fragt mich nicht weiter!"

„Diese goldene Kette," fuhr Jacopo mit trübem Lächeln fort, „hat mich so treu begleitet, wie die eiserne. Das kostbare Band ist nicht von meinem Halse gekommen; ich verbarg es an mir bei unserer Abfahrt von Hispaniola, denn ich dachte, es könnte das einzige Besitzthum sein, welches den Colons bliebe, und wir würden es veräußern müssen, um irgend eine Noth des Lebens damit zu decken. Von diesen Edelsteinen wenigstens würden unsere Widersacher nicht behaupten dürfen, daß wir sie uns unrechtlich angemaßt haben."

Er hatte sein Wamms geöffnet und zog die Kette hervor. Dann fuhr er fort:

„Ich weiß nicht, was man jetzt mit uns vornehmen, wie weit man die Unwürdigkeiten gegen uns treiben wird. Man könnte meine Person untersuchen und mir dies Ge=

schmeide unter irgend einem Vorwande abnehmen. Hebe es mir auf, Pepita, und sprich zu keinem Menschen davon. Ich hege die feste Ueberzeugung, das es sicherer bei Dir als bei mir sein wird. Wenn ich Dich darum bitte, so wirst Du es veräußern oder mir zurückgeben."

„Nur mit meinem Herzblute will ich es mir entreißen lassen, dafern Ihr es mir nicht gebietet!" rief sie mit strahlenden Augen, indem sie es schnell verbarg, da man die nahenden Tritte mehrerer Männer hörte. Kaum konnte sie sich entfernen, als schon Columbus, sein Bruder Bartolomäus und sein Sohn Diego hereintraten, welche vom Schiffscommandanten die Erlaubniß erhalten hatten, sich zu Jacopo zu begeben. Die Freude, seinen Neffen wiederzusehen, sprach sich bei diesem nicht so lebhaft aus wie bei Bartolomäus. Dieser trug auch in diesen Tagen der Bedrängniß das edle Haupt so heldenkühn erhoben, wie früher an den Höfen Englands, Frankreichs und Spaniens. Zwar verhehlte er nicht, wie tief auch er sich gekränkt fühlte, doch sah er der Zukunft gefaßt entgegen.

Mehrere Stunden vergingen im beredten Austausche der Mittheilungen über Europa, über Hispaniola und über die bestandene Seefahrt. Endlich gewahrten sie durch das Fenster mehrere Boote. Einige Ritter im vollen Schmuck ihrer Waffenrüstung, mit wehenden

Helmbüschen und goldverbrämten Mänteln ließen sich in ihnen heranrudern. Bald wurde dem Admiral mitgetheilt, daß Don Arnold von Viana im Auftrage der Königin ihm und seinen Brüdern eine Mittheilung zu machen habe.

Arnold verbeugte sich bei seinem Eintritte so tief wie jemals vor dem Vicekönig von Indien und Admiral des Weltmeers. Diego's Herz pochte freudig. Mit warmer Theilnahme sagte der Erstere:

„Excellenza, laßt mich Euch zuerst mein tiefes Bedauern über die unwürdige Behandlung äußern, die Ihr erfahren mußtet. Die Königin befiehlt, daß Euch und Euren Brüdern unverzüglich die Ketten abgenommen werden."

Er winkte einem Schiffssoldaten, und bald waren die drei Gefangenen von den Zeichen ihrer Schmach befreit. Arnold fuhr fort:

„Die Königin sendet Euch einen Brief, in welchem sie ihre gnädigen Gesinnungen gegen Euch und Eure Brüder ausspricht. Ihr werdet geneigt sein, mir und den beiden Rittern von der königlichen Leibwache, welche Euch oben auf dem Verdeck erwarten, an's Land zu folgen. Am Ufer ist ein zahlreiches Gefolge aufgestellt, welches Euch zum Gouverneur der Stadt geleiten soll, und welches Euch umgeben wird, bis Ihr Euch gestimmt

fühlt, die Reise fortzusetzen. Die Königin sendet Euch durch mich tausend Dukaten, mit welchen Ihr die Kosten Eurer Equipirung und Eures baldmöglichst zu unternehmenden Rittes nach Granada zu bestreiten habt. Meine Begleiter und ich werden Euch dahin folgen."

Columbus empfing das Schreiben mit einer tiefen Verbeugung und sagte:

„Ihre Hoheit hat nicht ganz ihre Huld von mir gewendet; möge es mir gelingen, sie mir vollständig wieder zu gewinnen."

Er entfaltete den Brief, überflog seinen Inhalt und las diesen dann laut seinen Brüdern und seinem Sohne vor. In den wohlwollendsten Ausdrücken sprach der König mit der Königin zugleich seine höchste Entrüstung über die den Colons widerfahrene Behandlung aus. Beide luden sie ein, sich baldmöglichst an ihren Hof zu begeben, worauf sie sich bemühen würden, ihnen Ersatz für die erlittene Unbill zu gewähren. —

Columbus fühlte sich neu belebt durch diese tröstende Botschaft; auch Bartolomäus sprach seine Freude darüber aus. Jacopo verhielt sich schweigsamer, wenn gleich diese günstige Veränderung auch ihm sehr erwünscht kam. Alle begaben sich vorerst in das Haus des Gouverneurs von Cadix. Jacopo erblickte Pepita noch einmal auf dem Verdeck, als er das Schiff verließ; nur



einen stummen Gruß konnte er ihr aus einiger Entfernung zuwinken. —

Das Schiff wurde bald darauf von dem größten Theile der Mannschaft verlassen. Auch die Offiziere gingen mit ihr an's Land. Es waren keine wichtigen Gefangenen mehr zu bewachen und die sonstigen Geschäfte größtentheils einstweilen besorgt. Die übrigen aus Westindien mitgebrachten und zur Ausschiffung in Europa bestimmten Gegenstände waren meistens an's Ufer geschafft, und es mußte einige Zeit vergehen, ehe ihr Platz auf dem Fahrzeuge wieder durch andere Sachen und Vorräthe eingenommen werden konnte, welche die Rückreise in die neue Welt mit antreten sollten. Alle benutzten den erhaltenen Urlaub, um sich nach den lange erduldeten Strapazen der Seefahrt ihres Daseins am Lande zu freuen. So geschah es, daß am Abende des folgenden Tages nur Rodrigo Bermeyo, der Untersteuermann und ein Schiffsjunge am Bord waren, denen man für einige Stunden die Bewachung des Schiffes anvertraut hatte. Pepita befand sich allein mit ihrem Vater in der Kajüte, welche Jacopo zum Aufenthaltsorte gedient hatte. Die beiden anderen Seekundigen waren auf dem Hinterdeck beschäftigt, weshalb sie sich als ganz ungestört betrachten konnten.

„Als ich gestern das Schiff verließ," sagte das

Mädchen, „fand ich eine Herberge für die Nacht im Kloster der Ursulinerinnen dort auf dem Hügel. Wie Ihr wißt, Vater, so nahm ich Euer Wamms und Eure Strümpfe mit, und habe Alles ausgebessert, so gut es gehen wollte. Da Ihr mir sagtet, daß Ihr heute und morgen nicht an's Land kommen würdet, habe ich Euch nich länger warten lassen wollen; Ihr könntet die Sachen entbehren, und ich bin wieder hergefahren, um sie Euch zu bringen."

„Gut," sprach Vermeyo, indem er die erwähnten Gegenstände flüchtig betrachtete, „lege sie auf meine Hängematte dort an der anderen Seite in der kleinen Kajüte. Ich will die Kleidungsstücke morgen anziehen."

Anstatt diesen Worten Folge zu leisten, blieb sie stehen und sah ihm starr in's Gesicht.

„Was willst Du weiter?" fragte er barsch.

„Vater," versetzte sie endlich zögernd, „was wollt Ihr hier?"

„Dumme Frage!" rief er. „Ich will nachsehen, was sich noch von Don Jacopo's Sachen hier befindet, denn sie müssen in die Stadt geschafft werden. Er hat sich nur noch etwa die Hälfte nachbringen lassen. Sobald wieder ein Boot ankommt, werde ich es damit beladen und ihm nachsenden."

„Ihr habt mir Euer Versprechen nicht gehalten,"

fuhr sie mit äußerer Ruhe fort. „Ich kann jetzt zum Prior von La Rabida gehen und ihm mittheilen, daß Ihr es waret, der vor langen Jahren die beiden silbernen Leuchter und die Altargefäße aus seiner Kirche der heiligen Jungfrau nahm, sie einschmolz und sie als rohes Silber an einen Mauren in Sevilla verkaufte, der nach Afrika ging."

„Das wirst Du unterlassen, thörichtes Ding!" rief er zornig. „Ist es meine Schuld, daß der neue Statthalter alle Colons in Fesseln schlagen ließ? — Hätte ich mich widersetzt, so würde mir das Nämliche geschehen sein. Du wolltest schon früher, daß ich Don Jacopo keinerlei Uebles zufügen sollte, und daher habe ich ihn nicht meinen Groll gegen seinen Bruder büßen lassen. Würde es mir zu verdenken sein, wenn ich es jetzt thäte? Wollten er und sein hoffärtiger Schwager mich nicht in Cordova wie einen gemeinen Verbrecher mißhandeln?"

„Ihr hattet es verdient, da Ihr sein kostbares Halsband stahlt," erwiederte sie.

Er verzerrte grimmig den Mund und sagte:

„Es war schlau genug von Dir, die ganze Schuld auf Dich zu nehmen, denn Du wußtest, daß er Dir nichts Bedeutendes zuwider thun würde. Du hattest von Palos her noch immer bei ihm zu fordern, und außerdem bewies er Dir stets eine Art von Zuneigung. Daß ich ihn

mit Gefahr meines Lebens von der genuesischen Galeere holte, hatte er vergessen. Dies ist Sitte bei den Colons. Wenn eine Weile darüber vergangen ist, so kümmern sie sich nicht mehr darum, was sie Anderen versprochen haben, oder ihnen schuldig sind. Nur mit Dir hat Don Jacopo eine seltene Ausnahme gemacht."

„Ihr ließet Euch Eure That bezahlen, und wolltet überdem einen Mann in die See werfen, den Ihr für dies Geld mit zu retten versprochen hattet. Wenn wir das Gute und das Böse Eurer damaligen Handlungen gegen einander abwägen, so hatte Don Jacopo nicht weitere Veranlassung zur Dankbarkeit gegen Euch."

„Und ich war in meinem Recht," sagte er spöttisch, „mir jene Diamantenkette später zu nehmen, die ich mir damals entgehen lassen mußte. Du machtest dann die Sache so wahrscheinlich, daß ich Dich selbst für die Diebin gehalten haben würde, wenn ich es nicht besser gewußt hätte."

„Ich wünschte Euch von der Strafe zu befreien, die Eurer wartete, vom Kerker und von der Hand des Henkers, denn Ihr seid und bleibt mein Vater!" sprach sie dumpf. „Die Verachtung des Mannes mußte dafür mein Theil werden, für den ich tausendmal zu sterben bereit bin. O, das Entsetzen hätte mein Hirn verrücken können!"

Sie verhüllte schaudernd ihr Antlitz. Er zuckte mit den Schultern, als wolle er dadurch ein Bedauern über die Thorheit seiner Tochter kund geben. Nach einer Weile fragte sie ruhiger:

„Wie gelangtet Ihr an dem Tage, als ich mit Donna Beatrix und Don Jacopo zur Kapelle des heiligen Alfonso pilgerte, in das Schlafzimmer der Sennora?“

„Ich fragte in der Küche nach Dir, um zu erfahren, ob Ihr wirklich Alle fort wäret. Dann schlich ich durch die mir bekannten Gänge und Gemächer in Dein Zimmer und in dasjenige der Donna, öffnete das Schloß des Schrankes mit einem Brecheisen, steckte das Kästchen zu mir und verließ das Haus in gleicher Heimlichkeit.“

„Gleich nachdem Euch die Männer des Gerichtes verlassen hatten,“ versetzte sie, „jagte mich das Entsetzen fort von Euch. Doch habe ich Alles so vorausgesehen, wie Ihr es mir heute erzählt.“

„Warum sah ich Dich damals nicht wieder, da Du doch wußtest, daß ich mich nach Westindien einschiffen wollte?“ fragte er.

„Weil ich Euren Anblick nicht ertragen konnte,“ antwortete sie traurig.

Er betrachtete sie eine Weile und sagte dann sanfter als bisher:

„Laß es gut sein, Pepita! Es werden später auch für Dich bessere Tage kommen. Ich habe Dir etwas aus der neuen Welt mitgebracht, was Dich erfreuen wird.“

Er zog bei diesen Worten einen langen Pfeil aus der Tasche, der aus braunem, glatt polirten Holze zierlich geschnitzt war, einen Schmuck der Eingeborenen von Jamaica.

„Ich will Dir zeigen, wie die Insulaner diesen Putz tragen,“ fuhr er fort. „Wenn Du wieder zum Tanze gehst, kannst Du ihn in's Haar stecken und ihn in Sevilla unter allen Mayas in die Mode bringen.“

Er trat hinter sie und steckte ihr den Pfeil mit der einen Hand durch die dicken, aufgewundenen Haarflechten, während er die andere dabei auf ihren Hals legte. Plötzlich rief er:

„Ha, was ist das? Du trägst wieder eine dicke Metallkette, und logst mir vor, daß Du nichts besäßest, als was Du Dir durch Zitherspielen verdienst?“

Er hatte das Tuch herabgerissen, was ihren Hals verhüllend zugleich die Kette Jacopo's verbarg. Die Diamanten glitzerten so prächtig wie jemals vor den habsüchtigen Augen Rodrigo Bermeyo's.

„Wie kommst Du wieder zu diesem Schatze?“ rief er halblaut, während seine funkelnden Augen desto gie-



riger die neu erwachte Leidenschaft des Golddurstes aussprachen.

„Don Jacopo vertraute ihn mir an!“ erwiederte sie, indem sie einige Schritte zurückzutreten suchte.

„Er soll uns gute Beute sein! Diesmal bekommt er ihn nicht wieder!“ jubelte er. „Gieb ihn mir!“

Er streckte abermals die Hand aus. Sie aber wehrte ihn ab und rief angstvoll:

„Nein, Vater, Ihr erhaltet diese Kette nicht! Ich gelobte sie sicher aufzubewahren. Nur ihrem Eigenthümer werde ich sie ausliefern!“

„Ich nehme sie, wenn Du sie nicht herausgeben willst!“ rief er wild, wenn gleich noch immer mit unterdrückter Stimme. Er drang auf sie ein; sie wich ihm aus; er erfaßte ihren Arm; sie riß sich los, rang wieder mit ihm, taumelte einige Schritte vorwärts, glitt aus und stürzte zu Boden. Ihr Kopf flog gegen die scharfe Ecke des Tisches, der an der Seite stand, und das Blut rieselte von ihrer Schläfe.

Im nämlichen Augenblicke wurden Schritte hörbar, und ein Mann trat durch die Cajütenthür herein. Es war Jacopo. Indem er anfangs nur den Matrosen gewahrte, sagte er:

„Ich will diejenigen meiner Sachen aussuchen, welche unverzüglich an's Land befördert werden sollen.

Besonders meine Waffen, meine Karten und meine Schriften wünsche ich zu haben. Der Admiral will schon morgen nach Granada aufbrechen."

Rodrigo machte mechanisch ein bejahendes Zeichen. Der Angekommene folgte der Richtung seiner starren Blicke und bemerkte nun erst das junge Mädchen, welches noch immer blutend am Boden lag.

„Um aller Heiligen willen, Pepita, was ist Dir?" rief er, indem er neben ihr niederkniete, sie aufrichtete und in seine Arme nahm. Als sie nicht antwortete, sah er fragend auf den Matrosen. So heftig dessen frühere Bewegungen gewesen waren, so langsam und eintönig erklangen jetzt seine Worte:

„Meine Tochter wollte Euch rasch entgegen eilen und die Thür öffnen. Sie glitt aus, fiel nieder und verletzte sich an der Ecke des Tisches."

„So holt Wasser und Leinen herbei, damit wir das Blut stillen und die Wunden verbinden können," gebot ihm Jacopo.

Vermeyo entfernte sich still.

„Pepita," sprach der junge Mann, „liebes, gutes Mädchen, ermanne Dich! Du sollst uns bald nach Granada nachkommen; es fehlt mir etwas an meinem Leben, wenn ich nicht weiß, daß Deine Treue mir nahe ist und für mich wacht."

Sie legte das noch immer blutende Haupt fester an seine Brust. In ihrem Blicke lag so viel flehende Liebe, daß seine Sprache nicht mißverstanden werden konnte.

„Jacopo," stammelte sie, „Ihr habt Euch nach mir gesehnt — habt Dank für dies Wort!"

Er beugte sich tiefer herab und hauchte einen Kuß auf ihre erbleichenden Lippen; dann sagte er:

„Gewiß, Du bist mir sehr theuer!"

Das Lächeln eines Seraphs schien die Züge des Mädchens zu verklären, doch sprach sie nicht. Jacopo betrachtete sie mit steigender Aengstlichkeit.

„Ich danke Gott," sagte er, „daß ich Dich hier treffe und Dir in dieser unglücklichen Stunde beistehen kann. Ich würde Dich sonst noch spät diesen Abend aufgesucht haben, um Dich wieder um das Halsband zu bitten. Es wird richtig sein, daß ich es morgen mit nach Granada nehme."

„Hier ist es," sprach sie leise, indem sie die Hand zu erheben suchte. Er gewahrte nun erst, daß sie in dieser das Halsband hielt, dessen Schloß bei der Heftigkeit ihrer früheren Bewegungen aufgegangen sein mußte.

„Du hältst es so fest, als hättest Du es gegen

Räuberhände vertheidigen wollen," sagte er gezwungen scherzend.

„Mit meinem Leben," lispelte sie.

„Pepita, Pepita, wie ist Dir?" rief er plötzlich von Entsetzen ergriffen, als er ihren mehr und mehr verglasenden Blick bemerkte.

„Ich sterbe — für Dich, Jacopo!" hauchte sie.

Jetzt erschien Vermeyo mit den verlangten Gegenständen. Er unterstützte Jacopo's Bemühungen, indem sie das noch immer hervorquellende Blut zu stillen suchten und ein Tuch um das schwere Haupt der Sterbenden banden. Jacopo fragte endlich wieder:

„Wie war es möglich, daß sie sich so gefährlich verletzte? — Dieser Vorfall ist zu schrecklich!"

„Der Stoß der Tischecke hat sie in die Schläfe getroffen," erwiederte der Matrose finster.

Der Ton dieser wohlbekannten Stimme schlug zum letzten Male an Pepita's Ohr. Es war, als wenn er die schon fliehende Seele auf ihrem Wege in das Jenseits aufhielte. Sie wandte noch einmal ihren brechenden Blick hin zu dem Urheber ihrer Tage und stammelte:

„Vater, Gott bessere Eure Seele!" —

Ihr Haupt sank herab. Noch wenige Minuten, und der letzte Kampf war beendet. Der Matrose lag

neben Jacopo auf den Knieen, hatte sich fast bis zur Erde gebeugt und murmelte ein leises Gebet. Dann schlug er die geballte Faust vor die Stirn und stürzte hinaus. Jacopo trug die leblose Gestalt auf das in der Nähe befindliche Lager. Lange saß er neben diesem. Düstere, gramvolle Gedanken bewegten ihn. Das Gefühl eines unendlichen Verlassenseins, eines Aufgebens jeder Lebenshoffnung beschlich ihn. Ein unsägliches, der Liebe verwandtes Mitleid mit diesem Mädchen, dem er Alles verdankte, das ihm die höchste Treue, die selbloseste Anhänglichkeit bis zum Tode bewahrte, die um so fester zu ihm hielt, je länger seine Entfernung dauerte, je weniger er ihre Zuneigung zu beachten schien, erfüllte ihn. Mit mühsam erkämpfter äußerer Fassung verließ er erst nach Stunden das Schiff. —

So wenig Pepita in ihren früheren Tagen durch das Beispiel ihres Vaters auf den Weg der Tugend geführt worden war, so trieb sie dennoch theils eine natürliche Gefühlsrichtung darauf hin, theils hatten die Lehren der Mönche von La Rabida — unter ihnen besonders diejenigen des Priors — sie darin befestigt. Nie hatte sie an den Freveln ihres Vaters theilgenommen, nie im Voraus um sie gewußt. Auch erfuhr sie nur, was ihr Vater ihr nicht verheimlichen konnte oder was sich ihr ohne sein Zuthun entschleierte. Er fürchtete ihre

Abmahnungen oder ihre Vorwürfe, und fand bei ihr die Energie seines eigenen Charakters wieder, die im entscheidenden Augenblicke vor keinem ungewöhnlichen Schritte zurückbebte. Den Vater hatte sie zu vielfältigen Verbrechen geleitet; die Tochter drängte sie zu heldenkühner, selbstloser Aufopferung. Der Pfad der Tugend war in anderer Hinsicht so rauh für sie, wie derjenige des Lasters für ihn, denn Entbehrungen mancher Art blieben ihr Theil. Sie war nur insofern seine Mitschuldige, daß sie seine Sünden nicht aufdeckte, doch rang ihre innere Entrüstung über sie nicht selten mit dem Wunsche, denjenigen zu schonen, dem sie ihr Dasein verdankte. Mit der Bekanntschaft Jacopo's war eine neue Welt an ihrem bisher so beschränkten Lebenshorizonte aufgegangen. Sie hatte bis jetzt keinen Gegenstand gefunden, dem sie ihre Liebe weihen mochte. Die jungen Männer, die sie gekannt hatte, fanden auf der See oder auf dem Lande ihren Erwerb; von Allen hatte Keiner ihr Herz gerührt. Lange unterdrückte ihre starke Seele das tief in ihr wohnende Bedürfniß nach Liebe; auch an ihren unwürdigen Vater wollte sie es nicht verschwenden. Um so glühender gab sie sich ihm gegen den Mann hin, der ihr sein Leben dankte. Es mischte sich in diese Empfindung eine zärtliche Fürsorge, wie sie die Mutter dem Wesen bewahrt, dem sie mit Gefahr und Pein das Leben gibt und erhält.

Die plötzlich für Beatrix erwachte Leidenschaft Jacopo's drückte den scharfen Stachel der Eifersucht in ihr blutendes Herz, doch räumte er nicht dem unlautern Gaste des gehässigen Neides die Herrschaft darin ein. Ihr innerer Kummer gab sich nicht durch eine rachsüchtige Feindschaft gegen Andere, Glücklichere kund. Dagegen erregte jede Gabe aus Jacopo's Hand, die einer Belohnung ähnlich sehen konnte, ihren fast zornigen Widerwillen, denn sie begehrte allein die größere seiner Zuneigung; Geld und Geldeswerth hatten keinen Reiz für sie, da sie nur nach dem Schatze seines Herzens strebte.

So oft sie aber ihrem Vater gedroht hatte, daß sie, wenn er Gewaltthätigkeiten gegen Jacopo beginge, als Anklägerin früher begangenen Unrechtes gegen ihn auftreten würde, so lebhaft erhob sich das so lange unterdrückte kindliche Gefühl in ihr, als sie ihn der Rache der Gesetze wirklich ausgesetzt sah. Sie machte sich stille Vorwürfe über das geringe Maß ihrer töchterlichen Zuneiguug und erinnerte sich, wie selten sie es in den letzten Jahren versucht habe, ihn zu besseren Gefühlen zurückzuführen. War er auch meistens abwesend, so hatte sie ihn doch lange genug gesehen, um hierzu Zeit zu finden; sie sagte sich, daß sie seine Habsucht aufstachelte, als sie ihm den kostbaren Schmuck so unbesorgt vor Augen hielt. Sie hätte bedenken sollen, wie widerstrebend er

schon früher auf dessen Besitz verzichtete, ihm also diese Versuchung nicht wieder nahe bringen müssen. Sie selbst war die Veranlassung dieser neuen Unthat und entschloß sich rasch, die frühere Versäumniß, den eigenen Fehler, durch eine hochherzige Unwahrheit wieder gut zu machen. Sie verzichtete dabei auf jede Freude des Daseins, da Jacopo ihr durch diese auf immer entfremdet werden mußte; der sofortige Tod würde ihr ein willkommener Erlöser von dem Widerstreite der Empfindungen, von der unsäglichen Qual ihres Innern gewesen sein. Sie hatte den Anschein der Ehrlosigkeit auf sich gezogen; dies Bewußtsein steigerte sich bis zur Verzweiflung, und sie verbrachte die nächste Zeit in einer Art von dumpfem Hinbrüten, während dessen sie nur mechanisch ihren erwählten Beschäftigungen oblag. Zu dem unglücklichen, verlassenen Geliebten durfte sie eilen nnd jedes andere Bedenken bei Seite setzen. Der Lohn für diese rasche That war ein nie gekanntes Glück, denn statt der früher ihr geweihten mitleidigen Schonung zeigte er ihr seine innige, zärtliche Hinneigung. Vor dem heißen Verlangen, sich sein wiedergewonnenes Vertrauen zu erhalten, schwand jeder andere Gedanke. Um es zu verdienen, vertheidigte sie das Pfand desselben gegen jeden gewaltsamen Dränger, auch wenn dieser ihr Vater war, und sie besiegelte die wandellose Treue, die sie dem Geliebten ihrer Seele seit der

Sturmnacht von Palos bewahrt hatte, mit dem Tode. Aber das dunkle Loos, das ihr auf Erden bestimmt war, ließ ihr Herz auch in ihren letzten Augenblicken, als sich ihm der Friede des Himmels öffnete, zwischen der Liebe für Jacopo und der Sorge um ihren Vater getheilt sein.

Achtes Capitel.

Die vierte Weltreise.

Columbus begab sich von einem stattlichen Gefolge umgeben nach Granada. Arnold ritt an seiner linken Seite; Diego folgte mit seinen beiden Oheimen. In einer feierlichen Audienz wurden sie wie einst in Barcellona jetzt in der Alhambra in der Halle der Abgesandten empfangen, wo damals Gonsalvo de Cordovo vor den letzten Maurenkönig trat. Am siebzehnten Dezember des Jahres fünfzehnhundert wurde ihm diese öffentliche Genugthuung von den Monarchen zu Theil. Die Morgenröthe des Jahrhunderts sah die tiefe Herabwürdigung des Mannes, dessen Denkmal eine Welt ist, so wie die Wiederherstellung seines Ansehens. Bald darauf gelangte er zu einem Privatgehör bei der Königin. Als ihre Blicke auf das nun völlig ergraute Haupt des vorzeitig gealterten Seehelden fielen, als sie sich lebhaft seiner glorreichen,

so ungroßmüthig vergoltenen Dienste erinnerte; als sie bedachte, daß er ihr die Schuld dieses Undanks zuschreiben müsse, da sie Bovadilla mit der gemißbrauchten Gewalt bekleidet hatte; als sie sich zurückrief, wie oft sie in früheren Unterredungen mit ihm Belehrung und freudige Befriedigung von seinen Lippen geschöpft hatte — konnte sie ihre Thränen nicht zurückhalten. Elvira stand auch diesmal wie früher bei der feierlichen Audienz hinter ihr, mit inniger Theilnahme sich der für Columbus so günstigen Wendung freuend, zu der sie so viel beigetragen hatte. Als Columbus Isabella's Rührung bemerkte, verlor auch er seine so lange und so standhaft bewahrte Fassung; ihr tröstendes, liebevolles Zureden überwältigte sein biederes Herz, das in so manchen Stürmen und Gefahren unerschüttert geblieben war. Er sank auf seine Knie nieder und schluchzte laut. Auch der König trat herzu. Beide suchten sein verwundetes Gemüth durch die aufrichtigsten Versicherungen ihrer Theilnahme und ihrer Betrübniß über sein erlittenes Mißgeschick zu beruhigen; sie versprachen ihm, daß unparteiische Gerechtigkeit geübt und daß er in seine Würden und Einkünfte wieder eingesetzt werden solle. *) Er erhob dann eine förmliche Anklage gegen Bovadilla und sprach sich über die be-

*) Siehe Geschichte des Admirals von Fernando Colon.

klagenswerthen Verwirrungen in dem Pflanzstaate aus; auch die tyrannischen Handlungen des neuen Statthalters, die Verkehrtheit seiner Anordnungen und seiner Verwaltung beleuchtete er scharf. Ebenso beschwerte er sich über seine andern Widersacher, zu denen er auch den Matrosen Rodrigo Bermeyo zählte. Dann berichtete er von dem Festlande, welches er auf seiner nun zurückgelegten dritten Reise außer mehreren Inseln entdeckt habe und welches also der neue Continent sei, den er unter so vielen Gefahren und Mühseligkeiten so lange gesucht habe. — Von diesem Festlande hatte er das Thal des Orinoko, die Küste des Golfes von Paria und einige Landstriche des Innern erblickt, welche eine Cultur gleich derjenigen auf den meisten Inseln aufwiesen.

Nachdem Columbus hierauf seine anderweitigen Angelegenheiten geordnet hatte, hielt er sich einstweilen bei seinen Freunden, den Franziskanern, auf, für welche ein Kloster in Granada errichtet worden war, und beschäftigte sich mit wissenschaftlichen und religiösen Studien. Jacopo gesellte sich zu ihm, um ihm bei der Vervollständigung seiner Reisetagebücher zu helfen, während Bartolomäus es vorzog, eine andere Wohnung im Innern der Stadt zu beziehen. Bald meldete sich an der Klosterpforte ein Gast, mit dem sich Columbus' Gedanken nicht selten beschäftigt

hatten, ohne daß er jedoch bestimmt auf seine Ankunft hoffte. Es war der Prior Juan Perez von La Rabida, welchen der Admiral wie einen lange entbehrten Seelenfreund begrüßte.

Die Haltung des ehrwürdigen Geistlichen war gebückt, sein Schritt wankend und altersschwer geworden, aber auf dem milden Greisenantlitze wohnte aller jener Friede, alle jene versöhnende Liebe, welche diesen Apostel des Evangeliums für die himmlischen Wohnungen reif machte, ehe er noch die Hülle des Staubes von sich gestreift hatte.

Nach der ersten Bewillkommnung ließ er sich auf den harten Sessel nieder, der zu dem dürftigen Mobiliar der Klosterzelle gehörte, welche Columbus bewohnte, und sprach:

„Es drang die Kunde von dem Unglück zu mir, welches ein heiliger Wille über Dich, mein Bruder, verhängte, und ich verließ meine friedliche Abgeschiedenheit, um Dir den Trost zu bringen, den ich als Christ und als der älteste Deiner Freunde für Dich bereit hatte. Einige Schiffer brachten mich bald von Palos nach Cadix, und was man mir dort von der harten, Dir widerfahrenen Behandlung erzählte, wird wohl nicht übertrieben sein.“

Seine Blicke ruhten auf den Ketten, welche Co-

lumbus mitgebracht und in seiner gegenwärtigen Behausung hatte aufhängen lassen. Dieser versetzte:

„Ich will diese Fesseln für immer als ein Andenken an das Geschehene bei mir behalten.“

„Doch will ich nicht fürchten,“ warf der Prior ein, „daß Du so vielen Zorn gegen Deine Feinde empfindest, daß Du eine beständige Erinnerung an ihr Unrecht vor Augen haben willst. Vergib ihnen, damit auch Dir dereinst die irdische Schwäche vergeben werde.“

„Ich bin bereit dazu,“ sprach Columbus sanft. „Nur eine Mahnung an den Wechsel alles Irdischen sollen mir diese eisernen Ringe zurufen; sie sollen meine Seele vor jedem eiteln Stolz bewahren, indem sie ihr beim wiedergekehrten Glücke vorhalten, wie tief mein Fall von der Größe und dem Ruhm war, auf den ich so vielen Werth setzte. Diese Fesseln gehören fortan zu meinem Dasein, wie meine Karten und mein Globus, wie das Wappen von Castilien und Leon, welches unsere Herrscher mir bewilligten.“

Der Prior setzte seine Erzählung fort:

„Ich wurde in Cadix von einer so schweren Krankheit befallen, daß ich erwartete, schon vor meinen himmlischen Vater gerufen zu werden. Indessen hatte er mir noch eine Spanne Zeit bestimmt, und nachdem ich langsam genesen, begab ich mich hierher. Theils wanderte ich,



theils liehen mir fromme Seelen dann und wann ein Maulthier. Ich wollte Dich nicht nur wiedersehen, sondern auch am Throne der Königin meine Stimme für Dich erheben, auf welche sie in früheren Tagen gnädig zu hören pflegte."

„Ich kenne Dich, mein Bruder," erwiederte Columbus bewegt; „Deine Verwendung wird nicht mehr nöthig sein, da Isabella mir schon wiederholte Beweise ihrer früheren Gewogenheit gab. Ich kann Dir nur für Deine liebevolle Absicht danken."

Der Franziskaner beantwortete diese herzlichen Worte mit einem leichten, freundlichen Nicken und sagte dann:

„Seit wir uns trennten, habe ich nichts Zuverlässiges von den Zuständen in der neuen Welt gehört. Wir verwendeten die Mühen eines ganzen Lebens auf ihre Entdeckung, und nun bereiten Dir die Menschen, denen Du den Weg dahin zeigtest, viel des Aergernisses in ihr. Erzähle mir Alles, was Du in den letzten Jahren erfuhrst."

Columbus willfahrte ihm und es vergingen im lebendigen Austausche der Gedanken mehrere Stunden. Jacopo trat zuletzt herein und beugte sein Knie, um die eine Hand des Geistlichen zu küßen, welcher darauf

segnend die andere auf sein Haupt legte. Columbus nahm wieder das Wort:

„Mein Bruder theilt meine Hinneigung zu religiösen Uebungen und wünscht in ein Kloster zu gehen. Gern würde ich seinem Beispiel folgen, doch bin ich durch manche Pflichten an die Welt gebunden und darf sie nicht verlassen. Desto williger habe ich ihm meine Zustimmung zu seinem früheren Vorhaben gegeben."

„Ich bin dieser Welt mit ihren eitlen Freuden und mit ihren gehässigen Leidenschaften überdrüßig," sprach Jacopo. „Als ich nach Spanien kam, stand Christobal auf der Höhe seines Ruhmes; kaum aber hatte ich mich in dem neuen Vaterlande zurechtgefunden, so mußten wir mit der neidischen Widersetzlichkeit so vieler seiner Bewohner kämpfen. Dieser nie aufhörende Streit ist immer erbitterter geworden. In der neuen Welt führten wir ihn mit tödtlichen Waffen, in der alten mit der Aufbietung anderer Kräfte. Ich will mich dem offenen Grimm und der schleichenden Heimtücke unserer Feinde entziehen, mich in ruhiger Einsamkeit begraben und das Gewand der Demuth anlegen, welches uns allein wahre Befriedigung verleiht."

„Der wirkliche innere Beruf nur heiligt die Schwelle des Klosters für uns," sprach der Geistliche. „Hast Du Deine Seele geprüft, ob ein solcher in ihr lebt, mein

Sohn? — Die Bitterkeit, welche sie jetzt erfüllt, wird sich früher oder später wieder verlieren, und alsdann ohne ihr der Rückblick auf die äußere Welt eine Qual und eine Geißel für Dich sein. Die so sehnlich gehoffte Ruhe wird Dich alsdann nur scheinbar umgeben, der wahre Frieden aber Dein geängstigtes Gemüth fliehen."

„Ich werde streben, diesen Beruf in mir zu erwecken," entgegnete Jacopo. „Prüfe mich, mein Vater, wenn ich es selbst nicht vermag, aber thue es mit Nachsicht, thue es mit Barmherzigkeit — denn ich bedarf dieser!"

„Wir Alle haben sie nöthig, denn Keiner von uns darf nach der Strenge der Gerechtigkeit gerichtet werden," sprach Columbus mit liebevollem Ernste. „Nimm ihm die Beichte ab, Juan Perez, und reiche ihm nach dieser das Brot des Lebens. Wenn wir unsere Fehler bekannt haben, so fühlen wir uns erleichtert und zur Tugend neu gekräftigt. Ich verlasse das Gemach, damit Du ungestört Dein Herz ausschütten kannst, Jacopo."

Er entfernte sich. Jacopo war wieder aufgestanden. Der Geistliche sah bekümmert auf sein blasses, gramvolles Angesicht, dessen schärfere Linien die Spuren des tiefen, lange erduldeten Seelenleides aufzeigten. Er nahm mit eindringlicher Stimme wieder das Wort:

„Wirst Du es überwinden, Alle zu verlassen, die Dir theuer sind, Deine Brüder, Deine Neffen?“

„Sie werden meinen Platz bei ihrem Vater ersetzen,“ antwortete dieser. „Ueberdem steht dessen Schicksal in Gottes Hand, der ihm früher schon Bartolomäo im rechten Augenblicke wieder zuführte. Er nennt ihn seine rechte Hand; wenn ihm diese bleibt, so wird er die Linke leicht entbehren können.“

Er hielt einen Augenblick inne; dann fuhr er fort:

„Ich habe vor wenigen Wochen erst das treueste Wesen sterben sehen, das mir auf Erden lebte. Sie rettete mein Leben, und dennoch dankte ich ihr nicht mit der Liebe, die allein Werth für sie hatte. Mein thörichtes Herz hatte sich auf andere Bahnen verirrt; die Welt kommt mir wie eine öde Wüste vor, in der ich mich nicht mehr zurecht finde.“

Er drückte die Hände gegen die gebeugte Stirn. Dann warf er sich wieder vor dem Geistlichen nieder und rief in fieberischer Aufregung:

„Hilf mir, mein Vater, daß ich jede zuckende Leidenschaft in dieser schwer beladenen Brust ersticke, daß ich nur vom Geist des Herrn erfüllt werde!“

Juan Perez versetzte mit seiner gewohnten Milde:

„Richte Dich auf, mein Sohn! Die heiligen Gna-

denmittel verleihen uns den himmlischen Segen, wenn wir uns dessen durch Gebet und Buße würdig machen."

Jede Fiber in Jacopo's Antlitz zuckte, und er sprach, wenn auch nicht laut, so doch mit schrecklicher Deutlichkeit:

„Ich bin der Widersacher des größten Mannes, den Spanien kennt, des edelsten Geistes, den unser Jahrhundert geboren hat, des liebevollsten Freundes, den mir die Natur schon in der Wiege gab — meines Bruders Christobal — denn ich liebe sein Weib!"

„Dies ist eine große Sünde — flehe zu Gott, daß er Dich von ihr erlöse!" rief der Prior erschrocken.

„Ich bin ein schwarzer Verbrecher," fuhr Jacopo fort, dessen Stimme nun dumpf wie aus einer Gruft tönte. „Undank, Haß, Eifersucht ketteten sich an diese schmachvolle Leidenschaft!"

„Bete, mein Sohn, bete!" versetzte der Geistliche mit einem tiefen Seufzer.

„Sieben Jahre lang habe ich mit ihr gerungen; war ich in der Nähe dieser Frau, so glühte ich für sie — all' mein Denken und all' mein Wünschen drängte mich zu ihr. Wenn ich sie floh, so durchzuckte mich Todespein, und entfernt von ihr verzehrte mich die Glut der Sehnsucht. Ich betrachtete meinen edlen Bruder wie das erste Hinderniß meines Glückes, und dachte oft genug in

der Dämmerung der Nächte, wenn wir den unendlichen Ocean durchfuhren, daß sein Tod mein Wunsch und meine Hoffnung sein müsse — da er Beatrix die Freiheit geben müsse — und von Scham und Schmerz über mich selbst gebeugt verbarg ich alsdann mein gezeichnetes Antlitz vor dem Auge des rächenden Gottes!"

„Gehe nicht mit uns in's Gericht, Allmächtiger!" sprach der gute Mönch, indem er tief erschüttert die Hände faltete.

Jacopo fuhr im Tone des tiefsten Kummers fort:

„Heiter und muthig genoß ich das Leben; seine Freuden ergötzten mich um so mehr, wenn ich kühn den Gefahren des Meeres getrotzt und lange Tage der Entbehrung überstanden hatte. Erst Christobal's Ruf riß mich aus den bescheidenen Verhältnissen meiner Kindheit und Jugend. Mit hochklopfendem Herzen, mit strebendem Geiste betrat ich die neue Laufbahn des Ruhmes und des Glanzes; mit allen meinen Kräften wollte ich die großen Unternehmungen meines Bruders fördern, und dankte Gott mit inbrünstigem Herzen, als er mich vom Schiffbruche errettet und mich nach La Rabida geführt hatte, wo ich zuerst vor Dein theures Antlitz gelangte, ehrwürdiger Vater. Erst bei dem Erblicken meiner Schwägerin kam Zwiespalt in meine Seele, und ich vermochte mich ihm nicht zu entreißen, obgleich ich sah,

daß sie mich **nicht** liebte, so oft ich ihr auch nahe trat. Nur eine kurze Stunde war sie in der Gesellschaft des Ritters von Viana, den ein heftiges Gewitter gleich uns zwang in der Kapelle San Alfonso's Schutz zu suchen."

„Ich habe von diesem Vorfalle gehört," sprach der Prior, als er einen Augenblick innehielt. „Der Student Las Casas hatte in Sevilla davon zu einem unserer Brüder gesprochen, welcher etwas für unser Kloster dort besorgte. Er hatte viel von der Tapferkeit dieses Ritters und von der Betrübniß erzählt, die er um dessen vermeintlichen Tod empfand."

„Ich theilte sie nicht," murmelte Jacopo, „sondern ich verbarg die freudige Genugthuung, welche mich anstatt ihrer erfüllte, unter dem ungestümen Eifer, mit dem ich alle unsere Gefährten antrieb, mit mir diesen Tod zu rächen. Ihr Jubel bei seiner Wiederauffindung klang mir wie das Grabgeläute aller meiner heißen Wünsche — denn nur zu gut hatte ich gesehen, wie ihre Wange glühte, wie ihr Auge strahlte, wie süß ihre Stimme tönte, als sie Arnold von Viana neben sich wußte. Es war, wie ich es vergebens für mich in meinen glühendsten Phantasien geträumt hatte. **Ihn** wollte sie vor der Gefahr behüten und **mich** statt seiner ihr aussetzen, indem sie mich in den Kampf trieb und ihn davon zurückhielt. Ich sah ihre Angst, ihren Gram, ihr Entzücken,

nachdem sie ihn lebend wußte — und überzeugte mich, daß sie ihn liebte — wie sie mich nie geliebt hatte — und nie lieben würde!"

Er verhüllte das Antlitz und heiße Thränen entströmten seinen brennenden Augen. Juan Perez betrachtete ihn mit inniger Betrübniß und sagte endlich:

„Die Gnade des Herrn ist unerschöpflich; ihr Born öffnet sich dem reuigen Sünder. Die unumwundene Selbstanklage ist der erste Schritt zur Besserung. Die Trübsal der letzten Zeit wurde Dir zur Läuterung Deines Inneren zugesandt."

„Ja," rief der Beichtende noch immer convulsivisch schluchzend, „ich habe diese Ketten getragen als eine Strafe Gottes für meine Schwachheit — ohne Murren — aber mit Groll und Erbitterung! — Auch den Tod des Wesens, das am treuesten hienieden an mir hing, habe ich als eine neue Mahnung aus der Höhe empfunden, zu büßen und zu bereuen, da es noch an der Zeit ist! So nimm mich denn mit Dir nach La Rabida; dort will ich nach Eurer strengen Regel leben, mein rebellisches Fleisch kasteien, auf daß der willige Geist allein in mir herrsche! — Ich will dort um Pepita trauern und Beatrix lockendes Bild aus meinem Herzen reißen. Erst wenn ich sie mit der ruhigen Zuneigung eines Bruders betrachten kann, wenn ich ganz von meiner unglück-

*

seligen Verirrung genesen bin, will ich Euer Kloster verlassen und sie wiedersehen!“

„Gott möge unsere Seelen erleuchten, damit wir den rechten Weg für Dich aus dieser unseligen Verwirrung finden,“ sprach der Geistliche, indem er neben Jacopo niederkniete und das apostolische Antlitz zum Himmel wandte. —

Bald darauf verließen Beide Granada. Columbus vereinigte sich dann mit Bartolomäus. Diego hatte seinen früheren Platz in der Nähe der Königin wieder eingenommen, doch sah er ihn wie auch seinen zweiten Sohn Fernando oft. Dieser hatte ihm schon früher mitgetheilt, daß seine Mutter zu ihm kommen wolle, wenn er es wünsche, und bald genug ging Fernando nach Cordova, um sie nach Granada zu geleiten. Es war nicht bloß der ernste Ruf der Pflicht, der sie die Nähe ihres vielgeprüften Gatten suchen ließ, nicht nur eine wirkliche Theilnahme an seinem Mißgeschick, sondern auch der heimliche, kaum sich selbst eingestandene Wunsch, Arnold von Viana wiederzusehen. Wenn sie auch die Erwiederung ihrer Neigung weder hoffte noch begehrte, so fand sie dennoch ein namenloses Glück darin, ihn zuweilen zu sehen, zu sprechen. Sie hatte richtig vorausgesetzt, daß er Columbus nicht selten aufsuchen würde, denn er war entfernt von der jämmerlichen Berechnung der Höflinge, welche

die Schwelle des Admirals weniger oft betraten, da sie annahmen, daß die Gunst der Monarchen ihn nicht mehr so wie früher auszeichne. Der feine Instinkt, den ihnen die Gewohnheit des Hoflebens verlieh, ließ sie dies aus einzelnen Worten und Winken von der nächsten Umgebung des Königs schließen. Arnold zeigte sich um so mehr als Freund, da er sah, daß der geprüfte Seeheld von Manchen verlassen war, die sich einst um ihn drängten. Beatrix Benehmen gegen ihren Gatten war, wenn auch nicht so kalt und feindselig wie früher, so doch gemessen und ernst; nur in ihres Sohnes oder Arnold's Nähe wurde sie von einer innigen Heiterkeit beseelt. Waren die kurzen Stunden, die besonders der Letztere der ganzen Familie widmen konnte, entschwunden, so nahm Alles eine trübe Färbung für sie an. Hierzu war um so mehr Veranlassung, da die Angelegenheiten des Admirals keinesweges in jeder Hinsicht die gehoffte erfreuliche Wendung nahmen.

Dieser fühlte nach und nach die Schwächen des herannahenden Alters, welche mehr noch die Folgen aller auf seinem ereignißreichen Lebenswege erduldeten Beschwerden sein mochten. Er begrüßte freudig die Ankunft seiner Frau, da er diese als einen Umschwung ihrer Gesinnung gegen ihn, als einen Beweis ihrer wiedererwachten Zärtlichkeit und Pflichttreue betrachtete, doch mußte er

mit steigender Betrübniß bald seinen Irrthum erkennen. Endlich wurde ihm die freudige Botschaft, daß die Königin Diego Columbus zum Ritter der königlichen Leibwache ernannt, und ihm außer einigem Gehalt den Titel eines Grafen verliehen habe. Einen Tag später befand sich Bartolomäus bei ihm, als ihm der Bischof Fonseca gemeldet wurde.

Die Begrüßung des Letzteren und des Admirals war so förmlich, wie es nur die spanische Grandezza vorschreiben konnte. Columbus wußte, daß er seinen größten Gegner in der Nähe des Königs vor sich sehe, und Fonseca fand in ihm den Mann, der ihm der Verhaßteste in ganz Castilien und Arragonien war. Als Beide sich gegenüber saßen, hob der Bischof wieder an:

„Ich bin von dem Könige und der Königin beauftragt worden, Euch eine Mittheilung ihrer letzten Beschlüße hinsichtlich der indianischen Angelegenheiten zu machen, Excellenza."

Columbus verbeugte sich tief und sagte:

„Der Wille Ihrer Hoheiten ist stets Befehl für mich."

„Sie haben es für passend erachtet," fuhr der Bischof fort, „Eure Wiederernennung zum Regenten des Pflanzstaates noch eine Weile aufzuschieben, bis sich die

dort herrschenden Unruhen gelegt haben, und Ihr mit Sicherheit und Ruhe dahin zurückkehren könnt."

„Ihre Hoheiten haben also ihre Absicht, mich in alle meine früheren Würden wieder einzusetzen, geändert?" fragte Columbus, der eine leichte Kundgebung getäuschter Erwartung nicht unterdrücken konnte.

„Der König und die Königin," sprach Fonseca weiter, indem er sein gelbes Gesicht erhob, „werden vorerst einen entschlossenen und zuverlässigen Mann mit einer hinreichenden Truppenmacht dahin senden, damit er die Aufrührer in Furcht setze, und Ruhe und Ordnung wieder herstelle. Don Nicolaus de Ovando, Ritter von Alcantara, ein Mann von großem Scharfsinn und anerkannter Vorsicht, gemäßigt und weltklug in seinem Benehmen, ist zum Befehlshaber einer Flotte ernannt, welche aus zweiunddreißig Schiffen bestehen soll. Fünfundzwanzig hundert Menschen werden sie bemannen und alle möglichen Gegenstände mitnehmen, die zum dauernden Gedeihen der Colonie dienen können. Sie wird glänzender als jedes frühere, nach den westlichen Gewässern bestimmte Geschwader ausgerüstet werden."

„Möge ihm diese Aufgabe besser als mir gelingen," erwiederte Columbus gelassen.

„Wenigstens ist er mit größeren Mitteln dazu versehen," warf Bartolomäus ein.

„Der neue Statthalter wird den Auftrag erhalten," fuhr der Bischof fort, ohne die Weise seines Vortrags im Mindesten zu verändern, „sogleich Bovadilla zurückzusenden. Er soll sich über die von Euch und Euren Brüdern erlittenen Verluste Gewißheit verschaffen, und Euch den künftigen, ungestörten Genuß aller Eurer gesetzlichen Rechte und Einkünfte sichern."

„Er ist ein Spanier," sprach Columbus, „und wird leichter sein Ansehen behaupten können als ich, dem man es stets vorwarf, ein Fremder zu sein."

„Auch hat die Königin," fügte Fonseca hinzu, „das ganze Volk der Indianer für frei erklärt, und ermahnt Ovando, sie als getreue und wirkliche Lehnsmannen der Krone zu achten."

„Diese Maßregel," entgegnete der Admiral, „wird nach den bestehenden Verhältnissen der Colonie sehr schwer durchzuführen sein, doch verpflichtet sie die Indianer zu ewiger Dankbarkeit gegen die Königin."

Der Bischof nahm wieder das Wort:

„Es ist als das Wichtigste befunden worden, daß die alte Feindschaft Eurer Widersacher erst etwas erlösche, ehe Ihr ihnen wieder entgegen tretet. Die nothwendige Kaltblütigkeit und Gewandtheit könnte Euch ihnen gegenüber fehlen. Die hohe Begeisterung, welche Euch über jedes Hinderniß hinwegführt, veranlaßt Euch, auch eine

solche bei Anderen vorauszusetzen. Der König glaubt, daß dies Euch Täuschungen und manche Verlegenheit bereitet. Er hält es für besser, die Verwirrungen, worin die Parteien und ihre Ränke die Colonie gestürzt haben, durch eine ganz unbetheiligte Hand lösen zu lassen."

„Ich muß mit dieser Bestimmung des Königs zufrieden sein," erwiederte Columbus.

Fonseca erörterte nun noch einige auf die indianischen Angelegenheiten bezügliche Punkte, und fügte dann hinzu:

„Die Königen hat ausdrücklich befohlen, daß Euch die Perlen und Edelsteine zurückgegeben werden, die Ihr für Euer Eigenthum erklärtet und die Don Jacopo aus Westindien mit herüberbrachte. Sie wurden einstweilen mit Beschlag belegt, sollen Euch jedoch morgen wieder ausgeliefert werden."

„Ich habe Ihrer Hoheit auf's Neue zu danken," versetzt der Admiral. Dann fragte er:

„Welche Strafe ist dem Matrosen Bermeyo für seine Verrätherei und Auflehnung zuerkannt worden?"

„Er hat sich in den ausgestandenen Verhören hinsichtlich der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen gerechtfertigt," antwortete der Bischof, „und ist als straflos entlassen worden, wird auch mit Ovando wieder nach Hispaniola abgehen."

„Es scheint wirklich," bemerkte Columbus nicht ohne einige Bitterkeit, „als wenn meinen Feinden ihre Verbrechen weit leichter nachgesehen werden, als mir die geringsten meiner Fehler."

Der Bischof erwiederte nichts. Seine Miene blieb so unverändert, als habe er diese Beschwerde nicht vernommen, und er empfahl sich bald so ceremoniell, wie er gekommen war. Columbus schloß nicht mit Unrecht, daß er schlau seinen Einfluß auf den König benutzt habe, um die ihm versprochene, vollständige Genugthuung theilweise zu hintertreiben. Die geheime Abneigung Ferdinand's gegen Columbus war nach der ersten Aufregung über die diesem zugefügte Mißhandlung wieder hervorgetreten, und es war darauf nicht schwierig gewesen, ihn zu einer Umgehung seiner Versprechungen zu bewegen. Der argwöhnische Gedanke, daß der so bitter gekränkte Columbus sich nach wiederhergestellter Machtvollkommenheit möglicher Weise zum unabhängigen Regenten des entfernten Pflanzstaates machen könne, diente zur Unterstützung der Vorschläge des Bischofs. Schwerer war es, die Königin umzustimmen, und dies gelang nur, indem der König selbst sie ihr unter den wohlwollendsten Gesichtspunkten vorstellte. Wirklich war die neidische Bosheit Juan Fonseca's und mehrerer der ihm untergebenen Beamten so unermüdlich, daß sie die gerechtesten Wünsche Christof

Columbus' bis zu seinem Tode durchkreuzte und ihnen sogar noch später beharrlich in den Weg trat. —

Die Einkünfte aus den überseeischen Besitzungen des Admirals konnten bei dem sich nothwendig ergebenden Zeitverluste erst später zu seiner Verfügung gestellt werden, selbst wenn Ovando wirklich alle in seinem Intresse thunlichen Schritte unternahm. Das Wohlwollen der Monarchen ließ ihm anfänglich weitere baare Zuschüße zukommen; diese hörten indessen später auf, und so traten allerdings für die Familie Columbus einige pekuniäre Verlegenheiten ein. Diese sowohl wie auch ein zunehmendes, körperliches Unwohlsein hemmten die sonst so außerordentliche Thatkraft des Admirals. Man lieferte ihm endlich vier Schnellsegler, deren größter kaum zwanzig Tonnen hielt. Ihre dürftige Ausrüstung bildete einen grellen Gegensatz zu dem prachtvollen Geschwader, womit Ovando im September Spanien verließ. Auf dieser seiner vierten Weltreise beabsichtigte Columbus eine Durchfahrt nach dem großen, indischen Ocean aufzufinden; er setzte scharfsinnig voraus, daß diese sich irgendwo zwischen Cuba und der Küste von Paria öffnen müsse. Als er sich eines Tages im Kreise der Seinigen befand, trotz dessen aber sich besonders von Muthlosigkeit ergriffen fühlte, sprach er zu seinem Bruder Bartolomäus:

„Ich habe eine weit größere Lust daheim zu bleiben



und in Ruhe meines Alters zu pflegen, als nochmals die See zu durchkreuzen. Du könntest anstatt meiner die uns bewilligten Schiffe befehligen und diese neue Reise ohne mich unternehmen."

„Ich fürchte," versetzte sein Bruder, „daß man eine solche Veränderung zum Vorwande nehmen würde, uns neue Hindernisse in den Weg zu legen. Man hat diese vier Schiffe nicht mir, sondern Dir bewilligt, und also könnte man sie uns ganz vorenthalten, wenn ich sie anstatt Deiner führen wollte."

„Ich habe," entgegnete Christof, „Alles erwiesen, was ich voraussagte: das Vorhandensein eines Festlandes im Westen. Ich habe das Thor geöffnet; Andere mögen durch dieses nach Gefallen einziehen. Sie beginnen schon damit, da sie sich selbst den Namen von Entdeckern anmaßen, obgleich sie nur meiner Spur folgen." *)

„Mein Vater," rief Fernando, „Du hast mir versprochen, mich diesmal mit Dir in die neue Welt zu nehmen. Ich will Dir zur Seite stehen, wie früher der Oheim Jacopo. Verlasse Dich auf mich, Alles soll Dir leichter werden. Verzichte nicht auf den Ruhm fernerer

*) Eigene Worte des Admirals. Siehe: Ferdinand und Isabella und ihre Zeit, von Prescott.

Entdeckungen, so lange Du noch Deinen großen Namen führst!"

Christof Columbus blickte lächelnd auf seinen Sohn, welcher, kaum dem Knabenalter entwachsen, nicht nur eine ungewöhnliche Körperlänge, sondern auch eine so muthige Thatkraft zeigte, daß er es als die Erfüllung seiner höchsten Wünsche betrachtete, schon in seiner noch so frühen Jugend allen Gefahren der weiten Seefahrt trotzen zu dürfen.

„Wenn ich dennoch reisen muß," sagte der Admiral, „so darf ich Dich nicht zurücklassen. Du hast mir dies Versprechen abgerungen. Ich wünsche dagegen, daß Diego auf jeden Fall hier in Europa bleibt. Es wird sehr nützlich für mich sein, einen Vertreter in der Nähe der Königin zu haben, der meine Interessen wie die seinigen ansieht. Mein ältester Sohn ist in seiner gegenwärtigen Stellung der Passendste dazu."

„Ach," sagte Beatrix schmerzlich, „diese neue Welt kommt mir wie ein Zaubergarten vor, in dem köstliche, goldschimmernde Früchte aushängen, in welchem aber die begehrlichen Eindringlinge nur Verderben, den Kampf mit tückischen Feinden und bittere Enttäuschung finden. Du selbst erduldetest unsägliche Beschwerden in ihr und verlorst Deine Gesundheit. Mein armer Neffe Diego de Arana fand dort seinen frühen Tod, und Jacopo ist

lebensmüde und in sich zerfallen in's Kloster gegangen, nachdem Du ihn herberufen hattest, um Deine Größe und Deinen Ruhm in Deinem Vicekönigreich zu theilen. Nun zieht es auch Dich dorthin, Fernando — und Du wirst das winkende Glück trügerisch finden, wie alle Anderen!"

„Mutter," sprach dieser, indem er liebkosend ihre Hand an seine Lippen zog, „ich werde bald und als ein ganz anderer Mann wiederkehren, wenn ich nicht nur die alte, sondern auch die neue Welt kenne!"

„Und ich muß in Cordova um Euch sorgen und trauern!" rief sie kummervoll. „O, die Einsamkeit wird schrecklich für mich sein, da ich getrennt von Allen leben muß, die ich liebte!"

„Du bist sonst freiwillig fast allein in Cordova zurückgeblieben," sagte Columbus. „Auch Fernando ist schon seit längeren Jahren nicht mehr in Deiner Wohnung. Es ist unser Loos, daß unsere Söhne ihren Weg ohne uns gehen, wenn wir mit Sorgen und Mühen ihre Kindheit gepflegt haben. Fernando soll Dich zurückbringen, ehe wir unsere neue Seefahrt antreten."

„Die Tage werden mir unnennbar öde und langweilig verfließen," seufzte sie, indem sie thränenlos vor sich niedersah. —

Jetzt langte ein sehr gnädiges Schreiben der Köni-

gin an. Sie versprach dem Admiral nochmals, alle gegen ihn eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen und seine Würden und Aemter für alle Zeiten erblich zu machen. Getröstet und geschmeichelt setzte er sogleich den Tag seiner Uebersiedelung nach Sevilla fest, wo er die letzten Wochen vor der Abfahrt verbringen wollte. Beatrix mußte noch vorher mit blutendem Herzen nach Cordova abreisen. Fast ein halbes Jahr war nach dem Abgange Ovando's verflossen, als der alternde Seeheld noch einmal seine Segel nach jenen blühenden Gegenden des Eldorados aufspannte, denen er sich so oft schon genähert hatte, die aber jemals zu erreichen ihm nicht vergönnt wurde.

Er hatte die Weisung erhalten, Hispaniola diesmal nicht zu berühren. Eines seiner Schiffe war indessen unterwegs leck geworden, so daß er die Reise damit nicht fortsetzen konnte, ehe es ausgebessert war. Um dies zu bewerkstelligen, sah er sich genöthigt, vor San Domingo Anker zu werfen, wohin jetzt die hauptsächlichste Niederlassung der Europäer verlegt war. Eine zahlreiche Flotte lag im Hafen, um Bovadilla und Columbus' Feinde mit ihren unredlich erworbenen Schätzen nach Europa zu bringen. Der Admiral begab sich in einer Schaluppe an's Land, während Bartolomäus und Fernando auf den Schiffen blieben. Der erste der ihm entgegen Tretende war Rodrigo Bermeyo.

Auf diesen hatte der Tod Pepita's zwar einen tieferen Eindruck gemacht, als jemals der eines anderen sterblichen Wesens, doch war er trotz dessen vorübergehend. Da er meistens von seiner Tochter entfernt gelebt hatte, so gewöhnte er sich bald an ihren Verlust, wie an ein Schicksal, das nicht mehr zu ändern sei. Die vielfältigen, rohen Interessen und Freuden, unter denen er sein Leben zu verbringen pflegte, beschäftigten ihn bald wieder so lebhaft wie früher. Er ließ eine Anzahl Seelenmessen für seine entschlafene Tochter lesen, glaubte dann Alles für ihr Andenken gethan zu haben, und war ganz zufrieden, als Ovando ihn auf Fonseca's abermalige, dringende Empfehlung in Hispaniola zum königlichen Offizier ernannte. Als solcher erschien er nun in der Begleitung einiger Soldaten. Die Unruhe des Wassers verzögerte die Ausschiffung des Gefolges des Admirals etwas; er mußte diese erwarten, und obgleich er sich Anfangs mit einem flüchtigen Nicken abwandte, war er dennoch genöthigt, Bermeyo anzuhören, welcher sich als einen Abgesandten des Statthalters ankündigte.

„Don Nicolaus de Ovando," hob er mit gespreiztem Pathos an, „verweigert Euch hierdurch das Einlaufen in den Hafen. Es ist Euch befohlen worden, Euch nicht darin blicken zu lassen; Ihr werdet hiermit aus dem Hafen zurückgewiesen."

„Ich habe," sprach Columbus gelassen, „dem Statthalter angezeigt, daß ich von der Nothwendigkeit getrieben sei, eines meiner Schiffe hier ausbessern zu lassen. Es treffen außerdem alle Anzeichen eines nahenden Sturmes zusammen; ich möchte vor diesem Schutz suchen und dem Statthalter rathen, die Abfahrt dieser, nach Spanien bestimmten Schiffe zu untersagen, bis dieser gewiß sehr heftige Orkan ausgetobt haben wird. Er könnte ihnen sehr verderblich werden."

„Der Statthalter wird sich wenig an Eure Worte kehren," erwiederte Bermeyo grob, „denn jetzt hat er allein hier zu befehlen. Ich wiederhole Euch, daß er Euch gebietet, diesen Hafen sogleich zu verlassen."

„So will ich wieder an Bord gehen, und mit meinen Fahrzeugen unter der Windseite der Insel Schutz suchen," entgegnete Columbus.

„Thut das, wenn Ihr es für nöthig haltet," lautete die Erwiederung. „Uebrigens will ich Euch erzählen, daß ich nun endlich die zehntausend Maravedis verschmerzt habe, um die Ihr mich vor zehn Jahren betrogt. In Castilien konnte ich nie zu etwas kommen, denn Alles, was mir von Rechtswegen zukam, wurde mir vorenthalten. Hier in der neuen Welt habe ich es anders angefangen und nicht wieder aus den Händen gelassen, was ich ein-

mal erfaßt hatte, auch die Leute zwingen können, mir ihre Versprechungen zu halten. Meine Sklaven mußten mir Gold suchen, wo es gefunden werden konnte; wenn es mir besser paßte, so verkaufte ich sie und manche Spezereien und sonstige gute Sachen in Andalusien, für mich selbst und für Andere. Alles warf hohe Prozente ab, und ich fuhr so oft hin und her, wie ich konnte. Dabei trat ich in Spanien immer nur als der schlichte Matrose auf, und sagte Niemanden etwas von meinen sich mehrenden Reichthümern. Bovadilla schenkte mir schon seine besondere Gunst und sah mir durch die Finger so viel ich es wünschte; Ovando hat mich zum Offizier befördert. Ich habe nun alles Land und allen sonstigen Besitz, den Ihr und Eure Nachfolger mir nach und nach zugestehen mußtet, zu Gelde gemacht, und alles neue Gold dazu gelegt, was ich mir heimlich hier seit Jahr und Tag aufbewahrte. Ich werde mich auf dem nämlichen Fahrzeuge mit Bovadilla einschiffen; alle unsere besten Freunde sind auch mit dabei. Wenn sie sich hier gegen Euch mit Worten und Waffen auflehnten, so wollen sie dagegen ihre Reichthümer in Spanien desto friedlicher genießen."

„Also die sämmtlichen Empörer umringen Don Francesko de Bovadilla," sagte Columbus, den auch diese prahlerische Auseinandersetzung nicht aus seiner ruhigen Fassung brachte.

„Einen kleinen Trost kann ich Euch geben," fuhr der neu gebackene Offizier fort. „Der neue Statthalter hat viertausend Unzen Goldes für Euch geborgen, und sie als Euer Eigenthum auf eins dieser Schiffe geladen. Es ist freilich das Baufälligste in dieser ganzen Flotte, doch denke ich, daß es mit den andern guten Seglern glücklich nach Castilien gelangen wird. Ihr habt Eure Ketten abgestreift; dennoch muß ich Euch sagen, daß ich nicht mit Euch tauschen würde, denn meine gesammelten Schätze werden wenigstens das Doppelte von den Euren betragen. Ihr seht also, daß ich Euch dennoch vorausgeeilt bin, wenn Ihr auch zuerst das neue Land entdeckt haben wolltet."

„So mache einen guten Gebrauch von Deinen Reichthümern, und strebe dadurch die unlautern Wege vergessen zu machen, auf denen Du den größten Theil von ihnen erwarbst," entgegnete Columbus, dessen Langmuth unerschöpflich schien.

„Glaubt nicht, daß ich mich in Castilien im Mindesten vor Euren Verfolgungen fürchte," sprach Bermeyo höhnisch weiter, „denn ich habe unter den Beamten der indianischen Angelegenheiten bessere Frunde als Ihr. Der Bischof Fonseca brachte mich glücklich aus allen Anklagen heraus, die Ihr in Eurer Bosheit gegen mich

erhoben hattet, weil ich Euch in Cadix die Wahrheit wie heute sagte. Ich will hinfort in Europa sein bester Handlanger und Verbündeter gegen alle Colons sein, wie ich es hier auf Hispaniola gewesen bin, und so wird weder Eure Heimtücke, noch diejenige aller Eurer Brüder, Söhne und Vettern mir jemals etwas anhaben. Ich werde nicht nur ein reicher, sondern auch ein angesehener Mann sein."

Die Schaluppe war endlich dem Ufer wieder näher gekommen, und Columbus also der Fortsetzung dieser unangenehm Unterredung überhoben. Er machte der Bemannung ein Zeichen und fuhr zu seinem kleinen Geschwader zurück. Aus dieser kurzen Probe mußte er abnehmen, daß die Gewalthaber auf Hispaniola noch immer von dem Grundsatze ausgingen, daß jede Art des Benehmens gegen ihn erlaubt sei. Wie Bermeyo vorausgesagt hatte, so beachtete Ovando seine Rathschläge so wenig, daß er augenblicklich Befehl zur Abfahrt der Schiffe gab; sie lichteten am folgenden Tage die Anker.

Aber auch Columbus' Prophezeiung erfüllte sich nur zu bald. Der Sturm, dieses im Seeleben so oft wiederkehrende Ereigniß, der auf der Höhe des Meeres oder an felsigen, klippenreichen Gestaden so vielfältige Gefahren mit sich bringt, ließ diesmal nicht lange auf sich warten, und war von jener zerstörenden Heftigkeit,

wie Columbus sie nur in tropischen Gegenden erlebt hatte. Von den achtzehn Schiffen der abgegangenen spanischen Flotte entgingen nur vier dem Untergange. Bovadilla, Bermeyo mit seinem zehnjährigen, goldenen Raube und alle sie begleitenden Feinde des Admirals wurden von den rasend aufgepeitschten Wellen verschlungen. Drei Fahrzeuge retteten sich an den Küsten der kleineren Insel Westindiens; nur das vierte, das schlechteste und kleinste, welche Columbus' Eigenthum an Bord hatte, gelangte nach Spanien. Diesen hielt das Unwetter in dem von ihm aufgesuchten Zufluchtsort ohne irgend eine Beschädigung mit seinen Schiffen ab. Die Vorsehung hatte diesmal sichtlich die Vergeltung übernommen, welche die Menschen den Uebelthätern sowohl wie den gekränkten Tugendhaften verweigerten. —

Die Fortsetzung der Reise war indessen für Columbus eine ununterbrochene Reihe von Mißgeschicken und verfehlten Absichten. Von heftigen, abermals erwachenden Stürmen verfolgt, durchkreuzte er den Meerbusen von Honduras und fuhr an der Küste Mexikos herum. Er eilte weiter nach Süden, immer das vergebliche Vorhaben verfolgend, in der Nähe Panamas eine Durchfahrt in das indische Weltmeer aufzufinden. Endlich nöthigte ihn die Wuth der Elemente und das Murren seiner Leute, diese Absicht wieder aufzugeben und umzukehren.

Dann scheiterte sein Versuch, auf der Terra Firma einen Pflanzstaat zu gründen, an der Wildheit der Eingeborenen; später litt er Schiffbruch an der Insel Jamaica, wo er, da ihm Ovando jegliche Unterstützung versagte, ein Jahr lang aushalten mußte. Als er sich endlich mit seinen Gefährten wieder in einem auf seine eigenen Kosten ausgerüsteten Fahrzeuge eingeschifft hatte, wurde er durch wiederholte, schreckliche Stürme über das Weltmeer getrieben, bis er im November 1504 in dem zwölf Meilen von Sevilla entfernten, kleinen Hafen San Lucar Anker warf.

Hier hoffte der vielgeprüfte Seemann seine zerstörte Gesundheit herzustellen und für seinen gebeugten Geist Ruhe zu finden. Aber es erwartete ihn der schwerste Schlag, der ihn in Spanien treffen konnte. Die Königin Isabella war von langer, leidenvoller Krankheit ergriffen und hauchte ihre große Seele aus, ehe noch das Jahr zu Ende ging. Columbus sprach seine innige Betrübniß darüber in einem Briefe an seinen Sohn Diego aus, der bis auf unsere Zeiten gekommen ist. Die ihn stark plagende Gicht verhinderte ihn, selbst an den Hof zu gehen, der sich während des Winters in Segovia aufhielt. Indessen beauftragte er seinen Sohn, dem König seine Lage vorzustellen. Er berief sich noch einmal auf seine vergangenen Dienste, auf die ihm ursprünglich

zugestandenen Bedingungen, auf deren Verletzung in fast allen Punkten, und schilderte seinen gegenwärtigen bedrängten Zustand. Allein Ferdinand war zu sehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, um auf diejenigen des Admirals besonders zu achten, so daß diese Gesuche und Vorstellungen ohne thatsächliche Antwort blieben.

Neuntes Capitel.

Der Tod des Weltentdeckers.

Columbus hatte sich nicht ohne mannigfache Beschwerden nach Sevilla transportiren lassen, wo er sich in einen schon früher von ihm bewohnten Gasthof begab. Er war noch immer so leidend, daß er die Stunden außerhalb des Bettes nur in einem Armstuhl verbringen konnte. Sein Bruder und sein Sohn Fernando leisteten ihm Gesellschaft. Der wohlthätige Einfluß der ersten, sonnigen Lenztage machte sich auch in seinem Befinden bemerklich; weniger wiedergeschlagen als sonst hatte er sich am Fenster niedergesetzt. Da wurde Don Amerigo Vespucci gemeldet, welcher vorfrage, ob es der Zustand des Admirals gestatte, ihn in dessen Gegenwart zuzulassen. Fernando sah seinen Vater fragend an, welcher mit einiger Lebhaftigkeit erwiederte:

„Ich habe den intelligenten Florentiner immer gern

gehabt, denn er war stets so gefällig und aufmerksam, wie ich es nur wünschen konnte. Hätten Alle, mit denen ich in diesem Lande im geschäftlichen Verkehr treten mußte, mich behandelt wie er, so wäre ich jetzt nicht der elende, geschlagene Mann, als welchen er mich heute wiedersieht."

Vespucci trat mit mit freundlicher, ehrerbietiger Begrüßung ein. Columbus sprach ihm sogleich warm seinen Dank für die schnelle und geschickte Besorgung seiner ihm zuletzt in Cadix ertheilten, richtigen Aufträge aus. Amerigo lehnte diesen mit artiger Zuvorkommenheit ab, indem er behauptete, bis jetzt nur einen geringen Theil seiner Verpflichtungen gegen die Familie Colon abgetragen zu haben. Columbus sagte darauf:

„Euer freundliches Andenken erfreut mich doppelt, Don Amerigo, da man gegenwärtig Euren Namen in der alten wie in der neuen Welt mit Auszeichnung nennt."

„Man hat meine Tagebücher über meine Reisen einiger Aufmerksamkeit gewürdigt," versetzte der Angeredete. „Don Juan de Fonseca versah mich mit einer Copie der Karten, welche Ihr selbst über die von Euch entdeckte Terra Firma aufgezeichnet und dem Rathe der indianischen Angelegenheiten zugestellt habt."

„Dies geschah nicht, damit man sie von Andern

ohne meine Erlaubniß benutzen ließe," entgegnete Columbus mit einem Anflug von Mißvergnügen. „Ich muß indessen von Fonseca jede heimtückische Hinterlist erwarten, die mir Schaden verursachen kann. Uebrigens sind die Weisungen, welche ich in diesen Aufzeichnungen für weitere Entdeckungen gebe, besser bei Euch niedergelegt, als bei manchen andern Abenteurern, die sich jetzt nach Westindien begeben, um später mit ihren dort gelungenen Unternehmungen zu prahlen."

Ohne auf diesen etwas bittern Einwurf zu achten, fuhr Vespucci fort:

„Ich bin nun viermal in der neuen Welt gewesen, ohne dadurch bedeutende pekuniäre Vortheile zu erlangen. Ich habe dort beobachtet, geforscht, nachgedacht, geschrieben, gezeichnet und mancherlei Drangsale und Strapazen erlitten."

„Die sind mit den Entdeckungsreisen nach Westindien verbunden," bemerkte Bartolomäus.

„Um nun doch einigen Lohn für alle diese Mühen zu ernten," fuhr Amerigo fort, „habe ich meine Aufzeichnungen drucken lassen, und muß mich also freuen, wenn sie Käufer finden. Dabei habe ich es nie bis zum Commandanten eines Geschwaders oder auch nur eines Schiffes gebracht, sondern bin immer nur als Steuermann und Geograph mitgefahren. Wenn nun auch meine

genauen Schilderungen der unbekannten Gegenden die Welt überraschen, so bleibt doch immer Ihr edler Admiral der ursprüngliche Entdecker des südlichen Festlandes und der Inseln auf der westlichen Halbkugel."

„Ihr seid noch immer so frei von Anmaßung und Ruhmredigkeit wie in früheren Tagen," sprach Columbus wieder lächelnd.

„Von allen diesen Erfolgen, die mir die Wissenschaft und der Forschungstrieb verschaffte," fügte Amerigo hinzu, „seid Ihr die Ursache, Don Christobal. Eure lebendigen Erzählungen aus der neuen Welt weckten in mir das Verlangen, jenes Wunderland gleich Euch mit eigenen Augen zu schauen. Meine früheren Handelsgeschäfte widerten mich an; ich trieb sie später nur, wenn ich unumgänglich dazu genöthigt war. Die unbezwingliche Sehnsucht in die Ferne erwachte auch in mir, und trieb mich wieder und wieder über das Meer, allen Gefahren trotzend, alle Hindernisse besiegend und wenig den kargen Lohn beachtend, der mir für alle diese Mühen wurde."

„Ich kenne ihn, diesen allmächtigen Trieb in die Weite," sprach Columbus bewegt. „Er ist das stärkste und dauerndste Gefühl meines ganzen langen Lebens gewesen. „Vorwärts!" ist der Ruf des Jahrhunderts, das Streben der Wissenschaft, das Drängen des Geistes; vorwärts über Länder und Meere, damit sein Gesichts-



kreis erweitert und die Erde mit allen ihren Schätzen dem staunenden Menschengeschlecht erschlossen werde!"

Er hatte zuletzt mit jugendlichem Feuer geredet. Amerigo nahm nach einer kurzen Pause wieder das Wort:

„Der König hat mich an den Hof gerufen. Ich bin bei Euch eingetreten, um Euch zu fragen, Herr Admiral, ob Ihr mir einige Bestellungen an Euren Sohn Don Diego übertragen wollt? Auch für sonstige Aufträge stelle ich Euch meine Dienste zur Verfügung."

„Ich danke Euch, guter Vespucci," sprach Columbus. „Ich will Euch einen Brief an meinen Sohn mitgeben, der Euch auf diese Empfehlung in jeder Weise dienlich und nützlich am Hofe sein soll, so weit seine Stellung ihn hierzu in den Stand setzt."

Der Florentiner zeigte sich für diese Bereitwilligkeit sehr verpflichtet, da er auf diese Weise mit den Männern, die das Staatsruder lenkten, in nahe Verbindung kommen und dann seinem Namen weitere Geltung verschaffen konnte. Columbus ahnte dabei allerdings nicht, daß die Undankbarkeit des Menschengeschlechtes so weit gehen würde, diesen Namen des bescheidenen Florentiners dem Welttheil beizulegen, den sein Genius aufgefunden und ihm erschlossen hatte. Vespucci sprach weiter:

„Ich sah Don Jacopo zuletzt in Cadix. Sein

Muth und seine Aufopferung bei dem ersten Sturm, den ich erlebte, ist nie von mir vergessen worden. Wo befindet er sich gegenwärtig?"

„Er ist in den geistlichen Stand getreten," antwortete Columbus, „und hält sich noch immer in dem Kloster von La Rabida bei Palos auf."

„Ah," sagte Amerigo, „dort, wo wir Alle nach unserm Schiffbruche eine so freundliche Aufnahme fanden. Der gute Prior empfing mich und Don Jayme Ferrer schon in jener Hütte am Strande, die damals von dem Matrosen Bermeyo und seiner Tochter bewohnt wurde. Die Letztere hatte sich Eures Bruders ganz besonders angenommen, und ihn recht eigentlich aus den Fluten dort in Sicherheit gebracht."

„Von Allen, die damals in jener Hütte versammelt waren," entgegnete der Admiral schwermüthig „seid Ihr und Ferrer die Einzigen, welche noch in der Welt leben und wirken. Ich habe den gelehrten Steinschneider, diese Zierde der Wissenschaft, bei meinem jedesmaligen Aufenthalte in Castilien einigemale gesehen, und mich stets über seine Gegenwart gefreut. Er lebt auf seine gewohnte Weise und hält sich meistens in Cordova auf. Noch in der vorigen Woche hatte ich eine Botschaft von ihm. Rodrigo Bermeyo dagegen ist auf der Fahrt von Hispaniola hierher untergegangen; seine Tochter starb schon vorher



und auch mein ehrwürdiger Freund Juan Perez ist im Frieden des Gerechten entschlafen. Mein Bruder drückte ihm vor einem Jahre die Augen zu."

Amerigo Vespucci neigte leicht das Haupt und sagte:

„Die tiefe Trauer der Armen und Unglücklichen wird diesem heiligen Manne gefolgt sein."

In dem Bestreben, der Unterhaltung eine fröhlichere Färbung zu verleihen, fuhr er nach einer kurzen Pause fort:

„Ich würde sehr erfreut sein, den Ritter von Viana wieder zu begrüßen, da ich ihm so tief verpflichtet bin. Lebt er gegenwärtig am Hofe?"

„Ihr werdet ihn dort finden, so wie auch seine edle Gemahlin, Donna Elvira," antwortete Columbus. „Ich glaube, daß sie sich wohlbefinden, doch sah ich sie noch nicht seit meiner letzten Heimkehr nach Europa."

Das Gespräch ging eine Weile fort. Dann setzte Amerigo hinzu: „Ich will Euch gestehen, daß ich nicht allein meines Weges gekommen bin. Zwei junge Männer begleiteten mich, die sich nach der neuen Welt einzuschiffen beabsichtigen. Sie wünschten Euch vorher ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Doch habe ich sie einstweilen in dem Hofe dieser Posada stehen lassen, da ich mich erst überzeugen wollte, ob Euer Befinden so gut sei, daß Ihr ihnen den Zutritt

gewähren würdet. Darf ich sie auf einige Minuten hereinrufen?"

Columbus bejahte, und bald darauf traten Las Casas und Fernando Cortez, der Erstere im schwarzen, geistlichen Gewande, der Zweite im prunkenden, ritterlichen Farbenschmuck, herein. Fernando Columbus näherte sich ihnen sogleich, denn Alle erinnerten sich noch sehr gut ihres letzten Zusammentreffens in Cordova. Indem er von diesem erzählte, führte er sie seinem Vater zu. Dies gab so lebendige Anknüpfungspunkte, daß sehr bald alles förmliche Fremdsein der jungen Leute schwand. Columbus unterhielt sich auf seine gewöhnliche, wohlwollende Weise mit ihnen, und fragte zuletzt Las Casas:

„Auch Ihr habt Euch schon eine längere Zeit im westlichen Indien aufgehalten?"

„So ist es," entgegnete dieser; „mein Vater war einer der Ersten, welche Eurer Spur über den Ocean folgten, Excellenza. Ich habe ihm später nachgeahmt und schon zweimal die Fahrt dahin unternommen."

„Ich erinnere mich," warf Bartolomäus Columbus ein, „daß man mir sagte, Ihr hättet seit sechs Jahren mehr dort als hier gelebt."

„Ich betrachte es wie mein zweites Vaterland," versetzte Las Casas, „und habe gesucht, mich mit allen dortigen Angelegenheiten genau bekannt zu machen."



„Ihr widmet besonders dem Schicksale der Indianer Eure Aufmerksamkeit," schaltete Vespucci ein.

„Sie bedürfen ihrer mehr als die Europäer, denn diese wissen sich selbst gut genug zu vertreten," erwiederte der junge Geistliche. „Die Harmlosigkeit und Einfachheit dieser Naturkinder hat von jeher mein Herz gerührt, und ich habe ihnen durch Wort und That zu nützen gesucht, so weit dies irgend in meinen Kräften stand. Ihre Anzahl schwindet immer mehr unter den maßlosen Bedrückungen, welche die Europäer über sie verhängen."

„Die reichen Erträge an Gold, Edelsteinen, Perlen und Producten," sprach Bartolomäus Columbus, „welche unter Ovando's Verwaltung nach Spanien gelangten, sind durch die schamlosesten und unerhörtesten Erpressungen zusammengebracht worden."

„Seit dem Tode der Königin hat man sich wenig mehr mit den Indianern beschäftigt," warf Amerigo ein. „Auch behauptete man, daß es durchaus nothwendig sei, sie zur Arbeit in den neu aufgefundenen Bergwerken zu verwenden, da die edlen Metalle sonst nicht an's Tageslicht gefördert werden könnten."

„Es wollte allen meinen Bemühungen nicht gelingen, sie davon zu befreien, obgleich sie dieser angreifenden Arbeit noch schneller unterlagen, als jeder andern," erwiederte Las Casas. „Ich habe mich endlich schon im

vorigen Jahre mit einem anderen Vorschlage direct an die Königin gewendet. Sie gestattete auf diese meine Vorstellungen, daß die in den spanischen Besitzungen geborenen Neger in Hispaniola eingeführt würden, damit diese jene Arbeiten in den Bergwerken verrichteten. Durch ihre Körperbeschaffenheit sind sie besser dazu geeignet, und ich habe also die Freude, meine armen Indianer wenigstens von dieser für sie so schaudervollen Plage befreit zu sehen."

Die Augen des jungen Paters strahlten von dem sanften Feuer der Menschenliebe und des Erbarmens. Hätte er die kommenden Jahrhunderte überschauen können, so würde er sich vor dem Mißbrauche erschrocken haben, der aus dieser anfänglich für das Gedeihen der Colonie sehr ersprießlichen Maßregel erwuchs. Sie theilte das Schicksal mancher anderen, welche Isabella aus den edelsten Beweggründen billigte. Auch die besten Absichten des vortrefflichen Las Casas wurden nach und nach von der Grausamkeit der Europäer so sehr in ihr Gegentheil verkehrt, daß sie die erste Ursache jenes garstigen Fleckens sind, der noch heute auf den inneren Verhältnissen Amerikas ruht. Alle zur Humanität neigenden Zeitgenossen theilten damals die Ansicht, daß diese Maßregel ein vorzügliches Auskunftsmittel sei. Columbus versetzte feierlich:

„Auch unsere große Königin ist zur ewigen Herrlichkeit eingegangen. Wir können nur mehr für sie beten, da wir ihr theures, erhabenes Antlitz nicht mehr mit unseren sterblichen Augen schauen dürfen."

Er faltete die Hände und sah vor sich nieder. Einige der Anwesenden folgten seinem Beispiel; Andere bekreuzten sich. Alle stimmten mit ihm in der Kundgebung der ehrfurchtsvollen Anhänglichkeit überein, welche sie dem Andenken ihrer hingeschiedenen Königin weihten. Columbus wandte sich dann an Cortez, welcher sich bis dahin halblaut in einiger Entfernung mit Fernando Columbus unterhalten hatte. Cortez erbat sich von dem Admiral Auskunft über manche Einzelheiten der Zustände auf dem neuentdeckten Festlande, welche dieser ihm auf die wohlwollendste Weise ertheilte. Endlich fügte Cortez hinzu:

„Die Regierung gab schon vor mehreren Jahren die Erlaubniß, daß kleine Abtheilungen zu dem Belaufe von drei bis vier Schiffen auch von Privatpersonen ausgerüstet werden dürfen, wenn diese geneigt sind, mit ihnen auf Entdeckungen in der neuen Welt auszugehen."

„Diese Erlaubniß ist früher wenig benutzt worden," warf Bartolomäus ein. „Erst in den letzten Jahren sind einige dieser kleinen Geschwader unter dem Commando von Privatpersonen nach Westindien abgegangen. Auch

müssen diese sich verpflichten, ihre Streifzüge nur im Interesse der Krone von Castilien zu unternehmen, und alle zu machenden Entdeckungen nur unter ihrer Oberhoheit nach den festgestellten Bedingungen auszubeuten."

„Dies werde auch ich beschwören," sagte Cortez. „Ich habe mein ganzes väterliches Erbtheil verwerthet und für dieses einige Schiffe bemannt und ausgerüstet. Sie liegen im Hafen von Sevilla zur Abfahrt bereit."

„Don Fernando Cortez hat mir auf seinem Admiralschiff einen Platz zugestanden," sprach Las Casas mit sanfter Freundlichkeit. „Ich darf ihn auf dieser Fahrt begleiten."

„Ich werde," fügte Cortez hinzu, „erst auf Hispaniola landen und dann dem Festlande zusteuern. Ich will mein Leben daran setzen, jenes Eldorado aufzufinden, von dem Ihr so oft geredet habt, tapferer Admiral."

„Es muß im Westen liegen, es ist kein Zweifel," entgegnete dieser noch immer ernst.

„Ich will es erobern mit allen Waffen, die mir Tapferkeit, Geschicklichkeit und Klugheit darbieten," fuhr Cortez fort. „Nur auf diese Weise kann ich den Sieg über seine Bewohner erringen, denn diese werden natürlich ihren gesegneten Boden mit Aufbietung aller ihrer

Kräfte vertheidigen. Kein Hinderniß soll mich aufhalten. Ich will die Fahne des Glaubens voran tragen und Ruhm, Gold und Ehre erringen — oder untergehen!"

Er hatte die Hand an sein Schwert gelegt. Columbus sagte mit einem Lächeln, dem einige Bitterkeit nicht fehlte:

„Alle Schwierigkeiten erscheinen uns vom sichern Zimmer aus leichter zu überwältigen, als wir es draußen auf dem Felde der Gefahr finden. Doch liegt die Erfüllung Eurer kühnen Hoffnungen im Reiche der Möglichkeit, und darum dürft Ihr an ihnen festhalten."

„Bis zu meiner letzten Stunde!" rief Cortez. „Mein Leben und mein Vermögen ist der Einsatz in dem hohen Spiel — die Würde des Vicekönigs des Goldlandes der Gewinn, nach dem ich trachte!"

„Die Verbesserung des Looses der Eingeborenen des westlichen Indiens soll der Zweck meines Daseins sein, denn sie sind die Gepeinigten und Unterdrückten!" rief Las Casas, dessen Beruf, der Fenelon Spaniens zu werden, schon jetzt auf seiner freien Stirn zu lesen war. Die Wangen der beiden jungen Männer glühten in dem feurigen Enthusiasmus, mit dem sie die Aufgaben beseelten, die sie sich gestellt hatten. Amerigo Vespucci mahnte endlich zum Aufbruche, da die Zeit kostbar sei und zur allerseitigen Abreise dränge. Die drei Männer nahmen

Abschied von Christof Columbus, um diesen nicht wieder zu sehen. Ihr Gestirn war im Aufsteigen, dasjenige des ergrauten Seehelden im Untergehen begriffen. Eine große Zukunft lag vor allen Dreien. Amerigo war bestimmt, seinen Namen einem Welttheil aufzuprägen und diesen dadurch für alle Zeiten in dem Munde von Millionen leben zu lassen. Fernando Cortez errang durch Blutvergießen und Hinterlist die stolze Würde, nach der seine heißeste Begier strebte — um ihrer nach einiger Zeit wieder durch die mißtrauische Klugheit König Ferdinand's beraubt zu werden, welcher ihm wie Columbus mit Undank lohnte. Bartolomäus Las Casas gewann durch sein der edelsten Humanität geweihtes Streben die unvergänglichere, strahlendere Krone des Ruhms, der Freund und Vertheidiger einer ganzen unterdrückten und leidenden Bevölkerung genannt zu werden. Ewige Ehre auch seinem Namen, der mit der Geschichte der Urbewohner Amerikas so eng verwebt ist! —

Als die mildere Jahrzeit herangebrochen war, gelang es endlich Columbus, in kleinen Tagereisen Segovia zu erreichen, und sich dem Könige vorzustellen. Er wurde von diesem mit großer Artigkeit und mit schönen Worten empfangen, auf welche indessen keinerlei bemerkenswerthe Thaten folgten. Die Ereignisse der letzten Reise hatten nicht beigetragen, das Mißtrauen zu ent=

fernen, welches Ferdinand schon lange gegen die Regen-
tenfähigkeit Columbus hegte. Sein unter wirklich trau-
rigen Umständen von Jamaica an die Herrscher gerichteter
Brief trug ein solches Gepräge der Niedergeschlagenheit,
und entwickelte dabei so schwärmerische Pläne, daß der
König behauptete, darnach auf eine geistige Störung bei
seinem Verfasser schließen zu müssen. Sein Nachfolger
Ovando stand hoch in der königlichen Gunst. Wenn sein
Verfahren auch die Indianer mit dem gänzlichen Unter-
gange bedrohte, so waren doch die spanischen Uebersiedler
sehr damit zufrieden, und er war durch diese Erpressungen
im Stande, weit mehr Einkünfte in den königlichen Schatz
zu liefern, als dies bisher hatte geschehen können. Dies
paßte dem immer geldbedürftigen Könige vortrefflich, und
so dachte er wahrscheinlich niemals ernsthaft daran, Co-
lumbus wieder in seine Statthalterschaft einzusetzen. Fer-
dinand beging dann auch die schreiende Ungerechtigkeit,
ihm die Einkünfte vorzuenthalten, welche ihm durch die
früheren Verträge zugesichert waren. Je reichlicher sich
die Einkünfte aus der fernen Colonie gestalteten, je we-
niger geneigt war der König, diese Verträge buchstäblich
zu erfüllen. Eine so unermeßlich reiche Belohnung schien
ihm für einen Unterthanen ganz unpassend, und zuletzt
war er ungroßmüthig genug, dem Admiral vorzuschlagen,

seine Ansprüche gegen andere ihm in Castilien anzuweisende Güter und Würden aufzugeben.

Allein Columbus war weit entfernt, hierauf einzugehen. Als sein seit Jahrzehenden rastlos verfolgtes Unternehmen endlich zur Ausführung kommen sollte, hatte er im Lager von Sante Fé lieber jede fernere Unterhaltung darüber aufgegeben, ehe er in den ihn dabei selbst betreffenden Forderungen nachließ. Jetzt, nach vierzehn Jahren, da der Erfolg jenes Unternehmens so glänzend feststand, war er so wenig wie damals zu irgend einer Verzichtleistung zu bewegen. Er folgte dem Hofe nach Valladolid und wurde mit der Achtung, die seinem Rufe und seinen Thaten gebührte, behandelt, ohne jedoch die ihm früher bewiesene besondere Gunst wieder zu erlangen. Ferdinand betrachtete ihn stets mit innerem Mißbehagen wie einen Gläubiger, dessen Ansprüche zu gerecht waren, um abgeleugnet zu werden, jedoch zu groß, als daß er sie hätte befriedigen wollen.

Eines Tages befand sich Columbus in einem der Vorzimmer des königlichen Palastes, den Augenblick erwartend, in welchem er zum Könige beschieden werden würde. Der größte Theil der gewöhnlichen Umgebung des Königs war in dem weiter entfernten Gemache versammelt, so daß außer einigen Geistlichen und Edelknaben nur sein Sohn Diego in seiner Nähe war. Indem der

Admiral den Blick auf die Thür richtete, welche in den Saal führte, in dem sich der König aufhielt, sah er aus dieser den großen Feldherrn Gonsalvo de Cordova herauskommen. Diesen hatte er in der letzten Zeit ziemlich oft augetroffen; da jetzt einer der geistlichen Herren zur Audienz eingelassen wurde, fand er auch heute Zeit, einige Worte mit dem Ritterfürsten zu wechseln.

Dieser hatte während eines ruhmvollen und wechselreichen Krieges Neapel für Ferdinand von Arragonien erobert. Jene Kämpfe waren von den Franzosen, Italienern und Spaniern mit aller jener ritterlichen Romantik geführt worden, welche die Letzteren aus ihren Maurenkriegen mit auf den hesperischen Boden hinübernahmen. Turniere, Zweikämpfe und Herausforderungen hatten stattgefunden; in ihnen, so wie in den Schlachten war Gonsalvo de Cordova stets der Tapferste der Tapfern, der großmüthigste Sieger gewesen. Seine Klugheit in den dann folgenden Unterhandlungen und bei dem endlichen Friedensschluße hatte dem König noch mehr genützt, und dieser ihn darauf zum Vicekönig des neu eroberten Neapels eingesetzt. Vier Jahre lang hatte er diesen Posten mit Ruhm und Glanz verwaltet; dann rief auch ihn die argwöhnische Klugheit Ferdinand's davon zurück, und sandte einen anderen Statthalter nach Neapel. Bei seiner Heimkehr wurde Gonsalvo von dem ganzen spanischen

Volke mit unbegrenzter Begeisterung empfangen; wie einst Columbus, so war nun er der Gegenstand der ungetheiltesten Aufmerksamkeit. Aus den entferntesten Gegenden strömten Menschen herzu, welche einen Blick von dem Helden erhaschen wollten, dessen Thaten in Gesängen und Erzählungen in ganz Spanien verherrlicht wurden. Der frohlockende Zuruf des Volkes begrüßte ihn und die ihm folgenden Offiziere, welche an sich und ihren Pferden die reiche Beute ihrer italienischen Siege trugen. Ein feierlicher Empfang und ein sehr gnädiges Benehmen vom Könige wurden auch sein Theil. Dann aber mußte auch er Doppelzüngigkeit, kleinliche Chicanen und zuletzt schnöde Undankbarkeit erfahren.

Heute lagerte ein fast düsterer Ernst auf seinem edlen Antlitze, auf seiner umwölkten Stirn, wenn gleich seine Haltung so majestätisch wie sonst war. Nach den ersten Begrüßungen trat er mit dem Admiral in eines der hohen Bogenfenster und sagte:

„Ich habe heute den König noch einmal an sein mir in Italien gegebenes Versprechen erinnert, mir das Großmeisterthum von San Jago zu verleihen. Er gab mir abermals ausweichende Antworten; ich forderte darauf die Erlaubniß, mich auf meine Güter zurückzuziehen, welche mir ohne jede Schwierigkeit ertheilt wurde. Ich

werde also hinfort mein Leben dort oder in Granada verbringen und meines kommenden Alters in Ruhe pflegen."

„Ihr werdet alsdann unserer großen, entschlafenen Königin nahe sein," sprach Columbus bewegt.

„Ihre Gebeine ruhen in der Alhambra," versetzte Gonsalvo. „Kein Mensch im ganzen Reiche wird sie mehr betrauert haben als Ihr und ich, edler Admiral."

Dieser beugte sein Haupt und sprach halblaut:

„Gott belohne sie im Jenseits für ihre Tugenden! — Sie war für Euch und mich die treueste Freundin und edelmüthigste Beschützerin, zu der uns Gott führen konnte."

„Der gute Genius Spaniens ist mit ihr entschlafen!" entgegnete der große Feldherr, eben so gedämpft, jedoch gleichfalls im tiefen Schmerze. Die Unterredung mußte ihr Ende haben, denn Columbus wurde nun in das Audienzgemach gerufen. Wie immer früher, so waren es auch heute meistens nur artige Worte, welche Ferdinand für ihn in Bereitschaft hatte. Von einer Erfüllung seiner so oft vorgebrachten Wünsche war nicht die Rede. Wie Gonsalvo, so mußte auch er sich wieder mit verwundeter Seele zurückziehen. Diese wiederholten Kränkungen und die Schwäche, welche die erlebten harten Strapazen in seinem Körper zurückgelassen hatten, warfen Columbus bald wieder auf das Krankenbett. Die

Gicht befiel ihn abermals, doch war seine geistige Kraft nicht geschwächt. Er vollzog noch einen Nachtrag zu seinem letzten Willen, in welchem er verschiedene frühere Verfügungen bestätigte und dadurch wie immer sonst — die Sorge an den Tag legte, seinem ehrenvollen Namen eine ewige Dauer zu geben.

Der Himmelfahrtstag des Jahres 1506, der zwanzigste Mai, war hereingebrochen. In einem Gemache des Gasthofes, den er in Valladolid bewohnte, lag Columbus auf seinem Sterbebette. Der einzige Schmuck dieses dürftig ausgestatteten Raumes waren die Ketten, welche auch hier an der weißgetünchten Wand hingen. Diese Ketten waren der einzige wirkliche Lohn, der ihm für eine der größten Unternehmungen wurde, welche jemals die Kühnheit des menschlichen Geistes ausführte. Der Großadmiral des Weltmeers nahte sich seiner letzten Stunde, vergessen vom Könige, von den Großen, von dem ganzen Volke, dem er das Geschenk eines Welttheils gemacht hatte. Das dunkle Gewand der Franziskaner, was er schon früher zuweilen trug, umhüllte ihn auch jetzt. Demüthig wie dies Kleid war seine Seele, bereit vor den ewigen Richter zu treten, dessen Gebote zu erfüllen er nach seinen besten Kräften gestrebt hatte. Seine Söhne und seine Brüder umgaben ihn, denn auch Jacopo hatte auf die erhaltene Nachricht von der zunehmen-

den Hinfälligkeit des Admirals seine Zurückgezogenheit verlassen und war schon vor mehreren Tagen von La Rabida eingetroffen. Er trug gleichfalls eine Franziskanerkutte; einige Mönche dieses Ordens standen mit den Sterbesacramenten in der Nähe, mehrere Diener im Hintergrunde.

Jacopo hielt das Bild des Gekreuzigten in der Hand. Sein Antlitz war von einer sanften Trauer um seinen scheidenden Bruder beschattet, sein Herz ergeben, sein Sinn ruhig. Er hatte mit der angstvollen Hast eines Untergehenden nach dem rechten Heilmittel gegriffen. Seine Leidenschaften und sein Gram waren besänftigt; er hatte aus der wahren, innern Einkehr sein besseres Selbst gerettet und jenen Frieden gefunden, den uns die Welt nicht gibt. Mit gefaßter, gottvertrauender Seele sah er der Zukunft entgegen, indem er ohne Bitterkeit der Vergangenheit gedachte, und die Gegenwart mit sanftmüthiger Resignation, mit gläubigem Vertrauen ertrug.

Das Geräusch eilig nahender Pferde wurde durch das Fenster vernehmlich. Fernando Columbus warf einen Blick durch dieses und verließ eilig das Gemach. Einige Minuten später trat er mit einem Herrn und einer Dame herein. Es war seine Mutter, welche ihr Bruder Don Pedro an das Sterbebett ihres Gatten begleitete.

Beatrix hatte Jahre des Kampfes verlebt; wieder und wieder hatte sich ihr vielbewegtes Herz zu den Füßen der Gottesmutter gedemüthigt, und zuweilen war es ihr, als wenn es still werden wollte. Doch scheuchte es dann wieder der Anblick Arnold's aus seiner scheinbaren Ruhe auf, welcher hin und wieder in dieser oder jener Veranlassung nach Cordova kam und sie alsdann harmlos wie ein bewährter Freund ihrer Familie besuchte, um ihr von dieser oder von andern Dingen Kunde zu bringen. Sie wußte, daß er in dieser letzten Zeit nicht dem Hofe gefolgt war, und hatte sich daher mit dem Bewußtsein begnügt, daß ihr Gatte sicher und gefahrlos in Spanien lebe, ohne den Wunsch zu fühlen noch zu äußern, sich ihm anzuschließen. Auch verlangte dieser, daß man ihr den üblen Zustand seiner Gesundheit verschweige, da er lange Besserung hoffte und ihr die Beunruhigung ersparen wollte. Als endlich Fernando ihr die traurige Gewißheit nicht länger vorenthalten zu dürfen glaubte, erschrack sie heftig. Die Erinnerung an die Tage ihrer ersten Jugendliebe erwachte lebhaft in ihr, geschärft durch die Mahnung des Gewissens. Hatte sie durch ein ganz vorwurfsfreies Leben die Uebereilung ihrer Jugend wieder gut gemacht, und würde sie nicht den zürnenden Schatten ihres Vaters am besten versöhnt haben, wenn sie an der Seite des einmal erwählten Lebensgefährten

ihre Pflichten treulich erfüllt, und in den Stunden, die er ihr weihen konnte, sein dornenvolles Dasein verschönert, und die ihm aufgebürdeten Lasten erleichtert hätte? — Und war sie stets der Liebe würdig gewesen, die der einst so stattliche Genuese ihr bis in sein Alter bewahrte; hatte sie nicht in der liebeglühenden Sehnsucht nach einem Fremden, in der eifrigen Beschäftigung ihrer zärtlichen Gedanken mit diesem, längst die Treue gebrochen, die sie einst Christof Columbus vor dem Altare schwor? —

Alle ihre Gedanken waren bei ihrem sterbenden Gatten; mit fieberischer Hast strebte sie ihn zu erreichen. Die großen Unbequemlichkeiten des angestrengten Reisens in jenen Tagen hielten sie auch nicht eine Stunde lang auf. Mit wankenden Schritten nahte sie sich. Jacopo ging ihr entgegen, reichte ihr die Hand und sagte sanft:

„Gelobt sei der Herr, daß Du da bist, Schwester. Sei willkommen in diesem Hause, in dem bald ein Gerechter von den Schwächen der Erde erlöst sein wird."

Sie legte ihre kalte Hand in die seinige, sah ihn eine Sekunde starr an, als müsse sie sich auf etwas ganz Entferntes besinnen, und sagte dann:

„Wir haben uns lange nicht gesehen, mein Bruder!"

Nun warf sie sich neben dem Bette auf die Knie und heftete das thränenlose Auge auf das blasse Gesicht des Sterbenden. Sie ergriff seine Hand; noch war Leben und Wärme in ihr, und angstvoll rief sie:

„Christobal!"

Diese Stimme klang so liebevoll und zärtlich in Columbus' Ohren, daß sie ihm die schönsten Tage seines längst entschwundenen häuslichen Glückes zurückrief. Er schlug die Augen auf und richtete sie mit dem vollen Ausdruck der Liebe auf die Kniende. Diese sprach tief ergriffen:

„Christobal, kannst Du mir verzeihen? — Gehe nicht hinüber in das Jenseits, ohne mir zu sagen, daß Du mir nicht zürnst."

Er schwieg. Jacopo sprach feierlich:

„An der Pforte des Grabes ist unser Blick geläutert, und die irdischen Verhältnisse erscheinen uns anders, als im Getreibe des aufregenden, wechselvollen Alltagslebens."

Nun hörte man vollkommen deutlich die Worte des Kranken:

„Auch ich trage einen Theil der Schuld, die uns vereinigte und trennte. Wir irrten, und büßten Beide unser kurzes Glück durch lange Entfremdung. Ich hätte das großmüthige Geschenk Deiner Jugend und Schönheit



nicht annehmen, nicht Dich ohne die Einwilligung Deines Vaters an mein ungewisses Loos ketten müssen, da ich Dir nicht einmal schützend und rathend zur Seite bleiben konnte. Ich war der Aeltere, der Erfahrenere — ich hätte auch der Verständigere sein müssen."

Sie beugte das gramvolle Antlitz auf seine Hand herunter und bedeckte diese mit Thränen und Küssen. Ein sprechender Blick des Leidenden begrüßte nun auch den Ritter Pedro de Arana. Dann winkte er seinem Sohne Diego, welcher zu Häupten des Lagers stand, und fuhr fort:

„Diego, ich habe Dich zum Erben aller meiner Würden und liegenden Besitzungen eingesetzt. Eine freudige Ahnung sagt mir, daß sie Dir zufallen werden, wenn man sie mir auch vorenthielt. Vergiß nie, was ich dieser Frau schuldig bin. Erfülle die Verpflichtungen gegen sie, die ich oft genug vernachlässigte. Sorge für sie, als wenn sie Deine wirkliche Mutter wäre."

„Ich werde es thun — mögen alle Heiligen mein Gelübde hören!" sprach Diego, indem er seiner Stiefmutter seine Hand reichte. Columbus legte die ihrige hinein und fügte hinzu:

„Habe Dank, Beatrix, daß Du mir noch einmal den Trost Deines Anblickes gewährtest. Die Sorge um Dich hat oft genug wie eine Last auf meinem Herzen

gelegen, und war in den letzten Stunden doppelt in mir erwacht. Es ist nicht nöthig, noch einmal den Grund davon anzuführen." *)

Sie antwortete nur durch stärker fließende Thränen. Er sprach nun zu Bartolomäus:

„Bruder, Du hast schwere Tage mit mir durchlebt. Unser Dasein enthielt wenig Freude, aber viel Anstrengung und Kampf in der alten und in der neuen Welt. Indien hat unsere besten Kräfte verzehrt." **)

„Man wird es uns hinfort verschließen — zum Dank dafür, daß Du es auffandest," versetzte dieser gedämpft, jedoch mit einiger Bitterkeit.

Jetzt suchten Columbus' Blicke seinen jüngsten Bruder und er sagte:

„Jacopo, Du hast zur rechten Zeit den besten Theil erwählt. Wenn unsere Seele krank ist, so gesundet sie am leichtesten in der Einsamkeit und Stille, im ungestörten Aufschauen zu Gott. Aber Du warst mir früher eine wackere Stütze bei Allem, was ich für Indien erdenken und ausführen mußte. Stehe auch meinem Sohne bei

*) Eigene Worte des Admirals. Siehe über seinen Tod: Colomb par Roselly de Lorgues.

**) Columbus lebte und starb in dem Glauben, daß das von ihm entdeckte Land die Westseite Indiens sei.

mit Deinen Kenntnissen, kehre in die Welt zurück und begleite ihn, wenn die Stunde gekommen ist, die ihn über das Weltmeer ruft."

„In das Land unserer Hoffnungen und unserer Täuschungen," versetzte Jacopo. „Ich werde alsdann meine Selbstbetrachtungen, meine Studien und meine religiösen Uebungen verlassen und ihm in Gottes Namen folgen."

Columbus fuhr fort:

„Fernando, ich hoffe, daß auch Deine Zukunft durch die baaren Einkünfte gesichert sein wird, die Dir zukommen müssen; man kann sie Dir nicht vorenthalten. Es steht bei Dir, ob Du ein unabhängiger Privatmann bleiben, oder eine Anstellung in Spanien suchen willst."

„Niemals," sprach Fernando bestimmt, „nie will ich in den Dienst eines Königs treten, der Dir mit schnödem Undank lohnt, mein Vater. Je größere Thaten ich für ihn vollbrächte, je weniger würde er sie in Wahrheit anerkennen. Ich sage mich los von dem Volke, das einen seiner größten Wohlthäter verließ, lange ehe er zu athmen aufhörte. Das Land Deiner Geburt werde ich aufsuchen und mich hinfort weit lieber einen Genuesen, als einen Spanier nennen."

„Verbannt den Zorn aus Eurem Herzen, wenn Gott Euch nahe tritt!" mahnte Jacopo, indem er auf das Christusbild in seiner Hand deutete.

„Er bleibe uns fern; das schöne Italien wird Dich gastlich aufnehmen,“ sagte Columbus milde, denn vor seinem verklärten Blicke hatten die erlittenen Kränkungen ihren Stachel verloren. Nun haftete er auf den gegenüber hängenden Fesseln und er setzte hinzu:

„Legt diese Ketten mit mir in meinen Sarg. Zum Zeichen der Versöhnung zwischen mir und meinen Beleidigern verschwinde dies Denkmal ihrer Ungerechtigkeit mit mir von der Erde.“

„Es soll geschehen,“ entgegnete Diego feierlich.

Columbus richtete nun noch manche liebevolle Worte an die Umstehenden und besonders an seine Frau, deren Gemüthsbewegung noch immer so heftig war, daß sie ihm wenig zu antworten vermochte. Der Tag der ewigen Scheidung erst war es, der sie geläutert zu ihm zurückführte. In allen früheren wichtigen Augenblicken seines Lebens hatte sie gefehlt, welches bei mehreren Historikern zu dem Irrthum Veranlassung gegeben hat, daß ihre Verbindung mit Columbus nicht vom Gesetz geheiligt gewesen sei.

Dieser hatte bis jetzt mit vollkommener Geistesklarheit gesprochen. Jetzt verstummte er für eine Weile. Dann verlangte er die letzte Oelung. Die sämmtlichen Anwesenden sanken auf die Knie, und die Franziskaner und Jacopo sprachen die Sterbegebete. Nach

einer längeren Weile schlug Columbus die Augen zum Himmel auf und sprach:

„Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!"

Mit diesen letzten, Allen vernehmlichen Worten starb er. —

Es wurde die Uebereinkunft getroffen, daß die Franziskaner seine Leiche zuerst in ihren Kloster in Valladolid beisetzen sollten. Dann wurde sie nach Sevilla gebracht, wo der König Ferdinand im Karthäuserkloster Las Cueras ein kostbares Denkmal über ihr errichtete, auf welchem die Inschrift zu lesen war:

„Für Castilien und Leon
Fand die neue Welt Colon." —

„Eine ähnliche Inschrift," sagte Fernando Columbus später in seiner „Geschichte des Admirals", „erhielt nie ein Mensch, weder in alten noch in neuen Zeiten." —

Dreißig Jahre später wurde Columbus Leiche nach Hispaniola, dem eigentlichen Schauplatze seiner Entdeckungen, transportirt. Als diese Insel 1795 an Frankreich abgetreten wurde, brachte man sie nach Havannah, in dessen Stiftskirche sie noch jetzt ruht, bedeckt vom Schweigen des Grabes und der Vergessenheit.

Zehntes Capitel.

Diego Columbus.

Maria von Toledo stand dem König Ferdinand im verwandtschaftlichen Grade eben so nahe, wie Elvira von Viana, denn die Mutter ihres Vaters und diejenige des Königs waren Schwestern gewesen. Ihrer Aeltern früh beraubt, wurde sie nach erlangter Volljährigkeit die Erbin eines großen Vermögens, und die Blüthe der Ritterschaft von Castilien und Arragonien brachte ihr ihre Huldigungen dar. Aber ihr Herz gehörte allein Diego Columbus. Diese Liebe war mit dem rosigen Hauche der ersten Jugend in ihr erwacht und nach und nach so fest mit ihr verwachsen, daß sie sie als zu ihrem Leben gehörig betrachtete. Die voll erblühte Jungfrau war Herrin ihres Namens und ihrer Besitzungen; Diego war für sie der schönste, der liebenswürdigste unter der Menge der Ritter, welche zur Umgebung des Königs gehörten;

seine edle Bescheidenheit, sein ritterlicher Anstand, die Widerwärtigkeiten, mit denen er kämpfen mußte, erhöhten ihre Zuneigung zu ihm. Das zärtlichste Mitleid war eine Beigabe dieser Liebe, die sie um so treuer und inniger machte. Sie hielt sich noch meistens in den Palästen auf, welche der katholische König zu seinem zeitweiligen Aufenthalte erkor, und war die vielfältige Begleiterin der zweiten Gemahlin Ferdinand's, wie Elvira diejenige der ersten gewesen war. Diese Letztere kam noch zuweilen an den Hof, doch geschah es nicht mehr, als dies ihre und ihres Gemahls Stellung unumgänglich nöthig machte. Isabella's Hinscheiden verleidete ihr die sonst so gewohnten Umgebungen. Maria hatte jedoch lange genug neben ihrer Tante gelebt, um einige Eigenschaften anzunehmen. Der Muth und die Beständigkeit des Willens, welche bei so manchen Veranlassungen von dieser gezeigt wurden, war auch auf Maria von Toledo übergegangen, wenn sie gleich mit weiblicher Zartheit und Milde gepaart waren. Sie wußte zu gut, daß Arnold Waller der ärmste Schweizer Lanzenträger in Santa Fé, der einfachste Ritter in Granada gewesen war. Sein Heldenmuth und seine Klugheit, Elvira's treue und starke Liebe hatten ihn zu einem begüterten Großen Spaniens, zum Gemahl einer Nichte des Königs gemacht. Diego hatte den großen Namen seines Vaters vor ihm voraus —

warum sollte er mit diesem nicht einen Platz erringen, ein Glück erfassen können, welches Arnold ohne diesen erlangt hatte? —

Elvira war die Vertraute ihrer Liebe gewesen. Sie hatte sie weder begünstigt noch unterdrückt. So lange Maria ihrer Aufsicht anvertraut war, wachte sie strenge, daß stets der äußere Anstand bewahrt wurde; sonst aber fühlte sie sich diesem romantischen Verhältnisse innerlich geneigt, wenn sie es auch nicht öffentlich anerkannte. Dabei war sie jedoch der Meinung, daß diese frühzeitige, gegenseitige Zuneigung sich erst in reiferen Jahren bewähren müsse und alsdann erst mit Ernst zu behandeln sei.

Der Hof residirte wieder in Cordova. Der Herzog von Alva, Maria's Oheim, bekleidete nun die früher von Gonsalvo behauptete Stelle eines beständigen Begleiters und Cavaliers der Königin, da dieser in der Zurückgezogenheit lebte. Elvira und ihr Gemahl hatten wieder ihre Güter verlassen, um sich einstweilen dem Hofe anzuschließen. Der Letztere war mit einem Theil der Leibwache abgeschickt worden, um die junge Königin Johanna, die geisteskranke Tochter Ferdinand's, nach dem Kloster Santa Clara zu geleiten. Elvira wohnte wie früher im Alcazar. Maria von Toledo saß neben ihr, hielt ihre Hand gefaßt und sah sie fragend an.

„Ich habe," fuhr Elvira fort, „Deinem Wunsche zufolge Diego's Angelegenheiten heute noch einmal dem Könige empfohlen. Seine Antwort war wie immer höflich und ausweichend."

„Diego sollicitirt nun schon zwei Jahre, seit dem Tode seines Vaters, um in dessen Würden eingesetzt zu werden," sprach das junge Mädchen seufzend. „Der König hat ihm stets erwiedert, daß diese Angelegenheit nur Castilien angehe; als Herrscher über Arragonien könne er sie nicht entscheiden."

„Doch ist er," versetzte Elvira, „für seine kranke Tochter und deren kleinen Sohn Regent von Castilien. Also konnte er als solcher sehr gut diese Sache beendigen."

„Er hat wenigstens gestatten müssen," fuhr Maria fort, „daß Diego seine Ansprüche von dem neuen Rath von Indien untersuchen lasse. Dieser ist unabhängig von Fonseca eingesetzt worden; sein Erkenntniß ist noch nicht abgegeben."

„Es wird schwerlich gegen die Krone ausfallen," bemerkte Elvira.

„Wenn es den Colons ungünstig lauten sollte," sprach Maria, „so bleibt mir noch ein Weg. Ich wende mich an meinen Oheim; er liebt mich, als wenn er mein Vater wäre, und wird es mir nicht verweigern, die

Wünsche der Colons beim Könige zu befürworten, wenn ich ihm sage, daß sie die meinigen sind. Einem solchen Vermittler darf Fernando nicht die erste Bitte abschlagen, die er an ihn richtet. Der Herzog von Alva hat ihm mehr Dienste geleistet als die meisten andern Großen. Er ist ihm treu geblieben, als so viele der castilischen Granden seinen Schwiegersohn Philipp von Oesterreich als Herrscher Castiliens anerkannten; er ist ihm zu sehr zur Dankbarkeit verpflichtet."

„Du kennst Ferdinand von Arragonien schlecht," versetzte Elvira mit bitterem Lächeln. „Gerade aus diesem Grunde wird er ihm seine Bitte abschlagen. Er wird so undankbar gegen ihn sein, wie er es gegen Colon, gegen Gonsalvo und gegen die edle Isabella war, auf deren Thron er so kurz nach ihrem Tode die achtzehnjährige Germaine de Foix setzte. Eine unbeschreibliche Thorheit von dem alternden Monarchen!"

In diesem Augenblicke unterbrach eine Meldung die tadelnden Worte Elvira's. Diego Columbus stand im nächsten Augenblicke vor ihnen. Sie hieß ihm freundlich willkommen. Maria's Mund blieb stumm, wenn auch ihre Wangen glühte, ihr Auge leuchtete. Diego sprach mit freudestrahlendem Blicke:

„So eben ist mir das Erkenntniß des neuen Rathes von Indien über meine gegen die Krone erhobene Klage

mitgetheilt worden; es bestätigt alle meine Rechte und erklärt, daß die Krone Castilien gesetzlich verpflichtet sei, allen meine Ansprüchen auf die Aemter und Würden meines Vaters genug zu thun."

„Ehre den Richtern Castiliens," rief Elvira lebhaft, „welche die Rechtspflege so unabhängig verwalten, daß sie dem allgebietenden Herrscher gegen den unterdrückten Unterthan sein Unrecht vorhalten!"

„Dies Bollwerk der bürgerlichen Freiheit wird mit Festigkeit in Castilien aufrecht erhalten," sagte Diego. „Es kann jetzt möglich werden, daß ich endlich mein Ziel erreiche."

Maria von Toledo war aufgestanden. Eine tiefe, innere Bewegung sprach aus ihren schönen Zügen, aus ihren glühenden, schwarzen Auge, als sie sagte:

„Und wenn es nicht wäre, wenn Ihr nur der Ritter Don Diego Colon bleibt, wenn auch alle die reichen Einkünfte nicht Euer Eigenthum werden, auf die Ihr so gerechte Ansprüche habt — warum soll ich hinter diesen Männern zurückbleiben, die so furchtlos und frei ihre Meinung abgeben? — Ich bin mündig, die wirkliche Herrin meines Vermögens — ich theile es mit Dir — ich reiche Dir meine Hand, Diego — ich löse mein Versprechen, daß ich Dir schon vor Jahren gab!"

Sie streckte ihre feine, schmale Hand aus. Diego ergriff sie, führte sie an seine Brust, an seine Lippen, und breitete endlich seine Arme aus, in welche Maria sank. Es war der Lohn für jahrelange, heiße Liebe, für wandellose Treue, für alle Geduld und alle Sorge, die seine eigenen Angelenheiten erforderten, für alle die kindliche Verehrung, mit der er das Andenken seines großen Vaters pflegte. Es war das Glück, was seine prüfende Vernunft in den Stunden der Niedergeschlagenheit so groß fand, daß es ihr wie ein gaukelndes Traumbild vorschwebte — es war zur Wahrheit geworden — er hielt es an seiner Brust, fest und innig, als wolle er es nie wieder lassen! —

Elvira's Gegenwart war in der Exaltation der Empfindungen der Liebenden von diesen fast vergessen worden. Endlich wandten sich ihr Maria's Blicke wieder zu.

„Elvira," rief sie, vor ihr niederknieend, „sage mir, daß Du unsere Liebe billigst, daß Du handeln würdest wie ich, wärst Du an meiner Stelle — daß Du noch immer wie in früheren Tagen jede kleinliche Rücksicht verachtest, jedes furchtsame, selbstische Zaudern verwirfst, wenn unser Herz uns gebietet, groß und frei zu handeln!"

Elvira unarmte sie liebevoll und reichte Diego ihre Hand, welche dieser mit ehrfurchtsvoller Liebe an seine

Lippen führte, indem er neben seiner Verlobten niederkniete.

„Ich werde Euch mit Wort und That unterstützen, so weit dies irgend möglich sein kann," versetzte sie. „Aber," fuhr sie nachdenklich fort, „wenn der König Euch seine Einwilligung verweigert, wenn er dem Sohne des Admirals nicht die Stütze gönnen will, die ihm die Heirath mit seiner Nichte gewähren würde, wenn er die geleisteten Dienste irgend eines Anhängers mit Deiner Hand und Deinem Vermögen belohnen will — was dann, Maria?"

„So lassen wir in Einsamkeit und Stille in irgend einer abgelegenen Kapelle den Segen der Kirche über uns sprechen!" rief Maria. „Ich folge Diego über das Meer, und wir wollen uns in der neuen Welt eine Heimath gründen, wo uns die ränkevolle Arglist des Königs nicht erreichen kann!"

„Und darüber Alles verlieren, was Euch die Gegenwart und Zukunft bieten kann," sprach Elvira kopfschüttelnd. Die ruhigere Klugheit der reiferen Jahre gebot ihr, den hohen Flug der Leidenschaft und Selbstaufopferung zu dämpfen, in welchem sich Maria's Gefühle mit allem Feuer der Jugend aussprachen. Sie setzte hinzu: „Versprecht mir, daß Ihr noch eine Woche ruhig vergehen lassen wollt, ehe Ihr irgend einen kühnen Ent-

schluß ausführt. Vielleicht wird es noch einen Weg geben, auf welchem ich etwas zu Euren Gunsten unternehmen könnte."

Die Liebenden leisteten das geforderte Versprechen. Noch eine Stunde verfloß ihnen im zärtlichen Austausch der erregten Gefühle. Dann entfernte sich Diego, und bald darauf setzte Elvira sich in eine Sänfte, um sich in dieser zu dem Hause des berühmten Steinschneiders Jayme Ferrer tragen zu lassen. —

Am folgenden Morgen gewahrte man diesen in dem Vorzimmer des Cardinals Ximenes, welcher sich abermals auf einige Zeit im linken Flügel des Alcazars aufhielt. Die Anwesenheit des Königs hatte auch diesen Kirchenfürsten nach Cordova gezogen. Jayme Ferrer erhielt nach der Nennung seines Namens sehr bald den gewünschten Einlaß.

Ximenes trug auch heute die Franziskanerkutte, welche er nach wie vor mehr liebte, als das seiner höchsten Würde gebührende Purpurkleid. Nur eine kleine, rothe Kappe auf der Hinterseite des theilweise kahl geschorenen Kopfes erinnerte an diese. Obgleich dieser merkwürdige Mann jetzt das Alter von siebzig Jahren erreicht hatte, war dennoch nicht die mindeste Abnahme seiner geistigen und körperlichen Kräfte an ihm zu bemerken. Seine hagere Gestalt trug er so aufrecht wie

früher und das durchdringende Auge blitzte mit gleicher Kühnheit. Nur das harte, dunkle Antlitz mochte noch einige Falten mehr aufzeigen.

Jayme Ferrer dagegen schien mehr dem allgemeinen Gesetze der Sterblichkeit zu unterliegen. Sein Haupt hing tiefer auf die Brust herab, sein Schritt war noch wankender geworden. Dies waren jedoch die einzigen Veränderungen, welche der Lauf der letzten Jahre für ihn mit sich geführt hatte.

Er begrüßte den Kirchenfürsten mit einer so tiefen Verbeugung, wie dieser sie von einem so weit unter ihm Stehenden erwarten konnte. Dann trafen sich die Blicke dieser beiden außergewöhnlichen Männer und ruhten einige Sekunden lang in einander, als wolle Einer in der Seele des Andern lesen. Ximenes hob darauf an:

„Es ist lange, seit meine Augen Dich nicht gewahrten, Jayme Ferrer. Als Du zuletzt auf dieser Schwelle vor mir standest, redeten wir über den Mauren Reduan Benegas. Ich hoffe, daß er damals keinen Schaden erlitt. Wenigstens gab ich den Befehl, daß ihm sein ganzes Vermögen überantwortet und seiner Auswanderung nichts in den Weg gelegt werde."

„Alles geschah, wie Ihr es geboten hattet, mächtiger Cardinal," entgegnete Ferrer. „Er verließ sein Ge-

fängniß und gelangte ungefährdet nach Oran, wo er noch lebt und Euren Namen preist."

„Es ist mir lieb, wenn es ihm wohlgeht; Gott möge seine Seele erleuchten," sagte Ximenes. „Was führt Dich heute zu mir?"

„Es ist abermals eine große Gnade, die ich von Euch erbitten möchte," antwortete der Steinschneider.

„Du hast sie bei mir zu fordern," erwiederte der Cardinal, „vorausgesetzt, daß sie Dich selbst angeht. Ich habe mein langjähriges Versprechen nicht vergessen, und werde es einlösen, dafern dies nicht wider Gottes Gebot ist."

„Ich rede abermals für einen Andern," sprach der Steinschneider. „Doch ist es nicht bloß Eure Großmuth, sondern Eure Gerechtigkeit, die ich heute anrufe."

„Sie ist bereit für Jeden, der auf dem gesegneten Boden Castiliens wandelt," erwiederte der Cardinal. „Sprich deutlicher."

„Der König," sprach Jayme Ferrer weiter, „ist seit dem Tode Philipp des Schönen Regent von Castilien. Ihr seid in diesem Lande seine rechte Hand, so allmächtig wie Fernando selbst. So fordere ich denn von Eurer Gerechtigkeit, daß Ihr das Gesuch Colons, in die Würden seines Vaters eingesetzt zu werden, unterstützt und ihm zur endlichen Erhörung verhelft."

Er schwieg; auch der Cardinal antwortete nicht sogleich. Es war, als wenn dieser einige Zeit gebrauche, um die Kühnheit dieser Forderung zu überwinden. Kein Strahl von Wohlwollen sänftigte seine harten Züge. Endlich sagte er:

„Diese Sache gehört nicht zu meinen Befugnissen. Die indischen Angelegenheiten stehen unter ihren besondern Gerichtshöfen. Die Ansprüche der Colons gehen den König persönlich an, der auf sie allein zu antworten hat."

„Aus dieser Ursache flehe ich um Eure Vermittelung, hochwürdiger Cardinal," sagte der Steinschneider etwas dringender als zuvor. „Ihr seid der einzige Mann, dessen Vorstellungen über diese Angelegenheit der König nicht zurückweisen wird, denn er vertraut Eurer Weisheit und Einsicht wie seiner eigenen."

„Diese Ansprüche der Colons sind so groß," sprach Ximenes, „daß der König sie schwerlich jemals erhören wird."

„Der Rath von Indien hat gestern sein Erkenntniß in der Sache des Ritters Don Diego Colon ausgesprochen," fügte Ferrer hinzu. „Er erklärt alle von ihm an die Krone gestellten Forderungen für rechtlich begründet, da sie ihm durch frühere Verträge mit seinem Vater geleistet und wiederholt bestätigt sind. Und weil also diese

Sache nunmehr als unzweifelhaft richtig und billig von dem höchsten Gerichtshofe feierlich anerkannt ist, so rufe ich Euch, den hohen Pfleger der Gerechtigkeit und Frömmigkeit, auf, ihr zu ihrem endlichen, vollständigen Siege zu verhelfen."

„Diese Räthe haben gedacht, daß sie Gott mehr dienen wollten, als den Menschen," sagte der Cardinal. „Sie haben gleich wahren Christen und furchtlosen Männern gehandelt. Was aber bewegt Dich, einen so warmen Antheil an dieser Sache zu nehmen, die Dir so fern liegt wie mir?"

„Die hohen Verdienste des Admirals," erwiederte Ferrer mit Wärme, „rufen mich dazu auf. Ich bin mit der ganzen Menschheit sein Schuldner und für meine Person derjenige seines jüngsten Bruders. Dieser erhielt mir bei einem Schiffbruche mein Leben, indem er das seinige einsetzte. Jahre sind seitdem verflossen, aber keiner der Wechselfälle, mit denen sie angefüllt waren, hat meine innigste Erkenntlichkeit aufhören lassen. Ich war und bin der beste Freund der Colons, habe jede ihnen bereitete Unbill tief mit ihnen gefühlt, und suche nun dem Sohn zu dem Rechte zu verhelfen, welches dem Vater so schmählich vorenthalten wurde."

Eine abermalige Pause trat ein. Die fleischlose Stirn des Kirchenfürsten war noch tiefer als gewöhnlich

gefurcht und er starrte düster vor sich hin. Endlich fragte er aufsehend:

„Und hast Du wiederum keinen Wunsch für Dich selbst, Jayme Ferrer?“

„Auch einen solchen wage ich auszusprechen,“ antwortete dieser. „Ich werde in Kurzem abermals eine Reise durch die am mittelländischen Meere gelegenen Länder Afrikas, nach der Levante und nach Jerusalem antreten.“

„Gesegnet Deine Augen, die wieder die Orte schauen werden, an denen der Heiland in irdischer Gestalt wandelte,“ unterbrach ihn der Prälat lebhaft. „Allein Dein Herz wird gleich dem meinigen bei dem Gedanken bluten, daß schnöde Heiden über diese gottgeweihten Gegenden herrschen, und sie mit ihren unheiligen Füßen verunreinigen.“

„Ich kann nicht ändern, was Gott bestimmt hat,“ entgegnete der Steinschneider ruhig, „doch glaube ich nicht, daß ich von dieser Reise heimkehren werde. Das Gesetz der irdischen Unvollkommenheit vollzieht sich an meiner sterblichen Hülle; sie wird hinfällig, denn die unheilbare Krankheit des Alters beugt sie nieder. Ich habe meinen Willen über dasjenige kund gegeben, was mir als mein Eigenthum hienieden anvertraut wurde. Manches werde ich mit mir auf meine Reise nehmen,

um Unglückliche damit zu unterstützen, die ich auf allen meinen Wegen finde. Es lebt mir kein Blutsverwandter mehr, der sich als Erbe meiner Habseligkeiten melden könnte. Einen großen Theil des spätern Erlöses derjenigen, die ich hier lasse, habe ich mehreren der neuen Christen bestimmt, die in Spanien blieben, nachdem sie den jüdischen Glauben ihrer Väter verließen."

„Es wird ein Zuwachs an irdischer Wohlfahrt für sie sein," sprach Ximenes. „Möge er ihre Seele in ihrer Anhänglichkeit an die christlichen Wahrheiten kräftigen."

„Ihr seid der hohe Beschützer der Wissenschaften, großer Kirchenfürst, und beschäftigt Euch schon lange damit, in der Stadt Alcala eine Hochschule zu gründen. Hospitäler, Bibliotheken, Speisesäle und Kapellen sind auf Euer gewaltiges Wort aufgeführt worden. Der Wunderbau naht sich seiner Vollendung. Ihr allein vollbringt mehr, als ein anderer Mensch zu erdenken vermöchte, und trefft nun für die Besetzung der Lehrstühle und für die Bildung der Professoren und der Schüler die weisesten, umfassendsten Einrichtungen. Gestattet mir, ein Schärflein zur Vollendung dieses kostspieligen, langwierigen Werkes beizutragen, indem ich die zweite Hälfte meines Vermögens zur Gründung einer Stiftung bestim-

me, durch welche würdige, unbemittelte Studirende unterstützt werden können."

„Du erfüllst meine Seele mit Ueberraschung," sprach der Cardinal aufgeregt. „Du bist stolz in Deiner Bescheidenheit, denn anstatt etwas für Dich zu erlangen, willst Du mir noch mehr zu dem geben, was ich schon von Dir erhielt."

„Ich weiß, daß Ihr noch außerordentlichere Unternehmungen vorbereitet," entgegnete Ferrer, „und daß Ihr zu diesem Eure vielen Einkünfte spart und aufhäuft. Es kann also mein geringes Schärflein dienen, Euch das erste große Vorhaben zu erleichtern. Ich bin ein Mann des Studiums, und darum wie Viele meines Gleichen besonders dabei betheiligt."

„Du redest wahr," sprach der Cardinal. „Wenn auch meine Mittel groß sind, so reichen sie dennoch nicht aus, um alsbald schon das heilige Grab wieder für die Christenheit zu erobern. So will ich denn nicht zaudern, sie zu einem andern Zweck zu verwenden, der näher liegt und Gott gleich wohlgefällig ist. Ich will an der Spitze streitbewehrter Schaaren nach Afrika hinüberdringen und die Fahne des Kreuzes unter den Ungläubigen erhöhen, auf daß sie vor ihr niedersinken und sie als die Führerin znm ewigen Heil im Staube verehren!"

Seine Augen glühten in einer fast wilden Begeiste-

rung, wie sie Glaubenseifer und Thatendrang in ihm entzündeten. Jayme Ferrer blieb so ruhig wie zuvor und sagte:

„Ich habe meinen letzten Willen auf diesem Pergamente niedergeschrieben. Darf ich von Eurer Gnade hoffen, daß Ihr streng über dessen Vollziehung wachen wollt, wenn ich nicht mehr bin?"

Er hatte eine Schriftrolle unter seinem Mantel hervorgezogen und überreichte sie dem Cardinal. Dieser nahm sie an, warf einen flüchtigen Blick darauf und sprach dann gelassener:

„Ich verspreche es Dir. Und Du forderst als Gegengabe von mir, daß ich mich für den Sohn des Admirals beim Könige verwenden soll?"

„Ich hoffe es von Eurer Huld," antwortete Ferrer, indem er mit dem Ausdrucke äußerster Bescheidenheit tief sein Haupt neigte. „Es ist eine große Veränderung eingetreten. Das Benehmen des gegenwärtigen Statthalters von Indien hat in der letzten Zeit so sehr das Mißfallen Don Juan de Fonseca's erregt, wie es früher seine Billigung erhielt."

„Ich weiß es," versetzte Ximenes.

„Er ist geneigt, ihn abzurufen," setzte Ferrer hinzu, „und wenn noch in Castilien die Gerechtigkeit zur That

werden kann, so muß Don Diego Colon Ovando's Platz einnehmen."

„Was ich thun kann, um die Sache zu fördern, soll geschehen," sprach der Cardinal nachdenkend. „Doch liegt sie in Gottes Hand, in welcher die Herzen der Menschen weich sind wie Wachs vor der Sonne. Wir werden sehen, wie er das Gemüth des Königs lenkt. Mehr kann ich Dir nicht versprechen."

„Es ist Alles, was ich wünsche," erwiederte Ferrer.

„Wenn wir wieder zusammen treffen, so theile mir mit, welche Gunst ich Dir zu Deinem eigenen Besten angedeihen lassen kann. Ich habe Dir diese noch immer aufbehalten. Vielleicht wird Deine Wallfahrt hienieden länger dauern als Du glaubst."

Er entließ ihn mit diesen Worten. Jayme Ferrer verbeugte sich tief und entfernte sich. —

Wirklich verfehlten die gewichtigen Vorstellungen des Cardinals nicht ihres Eindruckes auf den König. Wohl war dieser der einzige Mann in allen seinen Reichen, dem Solches gelingen konnte. Er willigte endlich ein, Diego die seinem Vater gewährten Zusagen wenigstens theilweise zu erfüllen. Er ernannte ihn zum Großadmiral des Weltmeeres und zum Statthalter, wenn auch nicht zum Vicekönig von Indien. Auch erlaubte er ohne Widerstreben die Vermählung Maria's von Toledo mit ihm,

als ihr Oheim, der Herzog von Alba, ihn in aller Form darum ersuchte. Elvira's Geistesgegenwart und Klugheit hatte also durch die Vermittelung des gelehrten Steinschneiders den Liebenden das lange ersehnte Glück gesichert, ohne daß Maria genöthigt war, ihre hochherzigen, aufopferungsvollen Entschlüsse auszuführen.

An dem Tage dieser glanzvoll gefeierten Vermählung trat Jacopo zu seinem Neffen. Er hatte die Franziskanerkutte von sich gestreift und das Gewand eines Weltgeistlichen angelegt. Das Kloster mit seinem stillen Frieden lag hinter ihm. Er begab sich wieder in die Welt, um Diego mit seiner Erfahrung und seinen Kenntnissen beizustehen, wie er dies seinem sterbenden Bruder versprochen hatte. Als Hochzeitsgeschenk aber brachte er ihm jenes verhängnißvolle Halsband, welches er zuletzt aus Pepita's Händen empfing, und seitdem wie eine hochtheure Erinnerung an ihre Treue, die der Tod besiegelte, bewahrt hatte. Indem er es ihm überreichte, sagte er, daß es nach dem Willen seines ersten Gebers in der Familie der Colons erblich sein, und also aus Diego's Händen in diejenigen seines erstgeborenen Sohnes übergehen solle.

Die hochstrebenden Wünsche der Jugend hatten Arnold von Viana und Jacopo Columbus zu verschiedenartigen Zielen geführt. Der Ruhm des tapferen, helden-

müthigen Kriegers, die gewichtige Stellung eines Grands von Spanien, eine edle, liebenswerthe, fürstliche Gemahlin waren die Errungenschaften des Ersteren. Jacopo hatte auf der zweiten, großen Heerstraße, die sich damals den Europäern öffnete, auf dem Weltmeer, sein Glück verfolgt, hatte es nicht sich unterthan gemacht — und endlich mit gescheiterten Lebenshoffnungen eine bescheidene Stellung in dem rettenden Arme der Kirche erlangt. Ausgesöhnt mit dieser neuen Bestimmung finden wir ihn wieder, und in der Geschichte Christof Columbus' wird seiner als des Abbés Don Diego Jacopo Colon auch nach dem Tode des Ersteren wiederholt mit Auszeichnung erwähnt.

Der Admiral Don Diego Colon schiffte sich darauf von Sevilla aus nach Westindien ein. Seine Gemahlin, sein Bruder, seine beiden Oheime und ein zahlreiches Gefolge begleiteten ihn. Da Bartolomäus und Jacopo eine genaue Uebersicht der Verhältnisse der Colonie besaßen, so konnten sie ihn sehr wesentlich in dem schwierigen Geschäft ihrer Verwaltung unterstützen; auch der Muth und die Entschlossenheit des Ersteren leisteten ihm bedeutende Dienste, und erleichterten seine mühevolle Stellung. Diego besaß dabei die besten Absichten, und seine Bescheidenheit war vielleicht mehr geeignet, ihm Freunde zu erwerben, als das oft hervortretende, ge-

rechte Selbstbewußtsein seines Vaters. Doch legten auch ihm die Widersacher, welche diesem das Leben vergällten, manche Hindernisse in den Weg, denn stets fanden sie in Fonseca einen hilfebereiteten Verbündeten. Neid und Gehässigkeit verfolgten auch ihn, und nachdem er Cuba erobert und während einer Reihe von Jahren seinem Posten nach bester Einsicht vorgestanden, wurde er von diesem zurückberufen und genöthigt, seine stets zärtlich geliebte Gattin und seine Kinder zu verlassen, um sich in Spanien persönlich gegen die Anklagen zu vertheidigen, die man auch gegen ihn geschmiedet hatte. Gleich seinem Vater mußte auch er die Welt verlassen, ohne sich in seine früher bekleidete Würde wieder eingesetzt zu sehen. Die mächtige Familie Maria's von Toledo hatte ihm vergeblich ihre Unterstützung geliehen. Auch für Diego's Sohn vermochte sie nicht eine vollkommene Entschädigung von Karl dem Fünften zu erlangen. Dieser mußte zuletzt einwilligen, den endlosen Streit mit der Krone aufzugeben, und anstatt seiner auf Westindien bezüglichen Ansprüche besondere Ehrenstellen und Einkünfte in Castilien anzunehmen. Noch heute führt die Familie der Colons den Titel: Herzog von Veragua und Marquis von Jamaica, welche sich von den Plätzen herschreiben, die der Admiral auf seiner letzten Reise besuchte. Der stolzeste ihrer Titel aber, den ihnen kein Kö-

nig verleihen konnte, ist derjenige, von Christof Columbus abzustammen.

Fernando hielt sein so frühzeitig ausgesprochenes Gelübde, nicht in den Dienst Ferdinand's von Arragonien zu treten. Er erwarb ungewöhnliche, wissenschaftliche Kenntnisse, und brachte auf seinen auch später in Europa ausgedehnten Reisen eine Büchersammlung von wenigstens zwanzig tausend Bänden zusammen, welche vielleicht die größte war, die damals in Europa gefunden wurde. Er verfaßte eine Geschichte seines Vaters, welche zu den schätzenswerthesten Quellen über die Lebensereignisse dieses außerordentlichen Mannes gehört. Nie forderte er eine Gunst von irgend einem Herrscher, verlangte nie irgend eine persönliche Auszeichnung. Er vermählte sich nicht, erreichte gleich seinem Bruder nur das Alter von fünfzig Jahren.

Der unermüdliche, unversöhnliche Feind der Colons, Don Juan de Fonseca, stieg bald zum Großalmosenier und Erzbischof von Rosano. Aber immer noch war das Trachten seiner Ehrsucht nicht gesättigt; ihr lockendstes Ziel war der Cardinalshut und das Patriarchat von Westindien. Beides für ihn vom Papste zu erlangen, gelang indessen selbst der Fürsprache Ferdinands des Katholischen nicht. Alle erlangten Reichthümer und Würden verloren für ihn ihren Werth, da ihm

sein letzter und größter Wunsch vorenthalten blieb, da er das Purpurkleid auf der gehaßten Person seines glücklicheren Nebenbuhlers, des Cardinals Ximenes, sah. Vergebens hatte er die Colons verfolgt, dann Fernando Cortez und Las Casas, alle Diejenigen, die ihm durch ihr Genie, ihren Muth oder ihre Tugend entgegentreten konnten — aller empfundene Neid, alle gezeigte Bosheit, alle Arbeiten und Anstrengungen führten ihn nicht auf die letzte Stufe seiner heißesten Wünsche. Er raffte ein großes Vermögen zusammen und hinterließ es lachenden Erben, ohne daß die Härte seines Herzens und die eifersüchtige Unruhe seines Geistes ihm auch nur einen Augenblick wahren Genußes weder in der Kraft seiner männlichen Jahre, noch in der Freudlosigkeit seines Alters gewährten.

Beatrix lebte noch einige Jahre in größter, klösterlicher Zurückgezogenheit in Cordova. Mit Diego's reichlichen Zuschüssen erleichterte sie das Loos der Armen und Kranken. Diese, der Wohlthätigkeit geweihten Beschäftigungen und religiöse Uebungen füllten den größten Theil ihrer Zeit aus. Ihr Leben war dem Gottesdienst werkthätiger Reue über die durch eigene Verkehrtheit verfehlte Bestimmung gewidmet. Arnold von Viana und seine Gattin besuchten sie noch einige Male, wobei sie sich nur dem Gefühl einer wehmüthigen Freude über das

häusliche Glück überließ, welches sich in der ganzen Erscheinung des edlen Paares kund gab. Ihren Sohn Fernando sah sie nicht wieder; nach seiner späteren Heimkehr fand er nur ihr Grab auf dem Friedhofe der Stiftskirche von Cordova. —

Arnold von Viana und seine Gemahlin führten bald ihren länger gehegten Wunsch aus, sich fast gänzlich vom Hofe zurückzuziehen. Nur bei außerordentlichen, sehr feierlichen Gelegenheiten erschienen sie später an diesem. Ein Theil ihrer Güter lag in der Nähe derjenigen, welche das Eigenthum Gonsalvo's de Cordova waren. Sie hielten sich meistens auf diesen auf, und erfreuten sich dabei des häufigen Umganges des edlen Ritterfürsten. Gleich diesem beschäftigten sie sich angelegentlich mit der Verbesserung ihrer Besitzungen und der ihnen nahegelegenen Bezirke. Auch dem Schicksale der unglücklichen Moriscos, von denen Viele in dieser Gegend wohnten, weihten sie ihre angelegentliche Aufmerksamkeit. Sie folgten Gonsalvo's Beispiele, indem sie sie soviel wie möglich gegen die unbarmherzigen Verfolgungen des Ketzergerichtes schützten und für geeignete Lehrer und sonstige Mittel der Aufklärung sorgten, um sie dem Aberglauben und der Unwissenheit zu entreißen. Die Ausgezeichnetsten Spaniens sammelten sich um sie, und ihr Haus galt wie das des großen Feldherrn für die

beste Schule der Wohlerzogenheit und ritterlichen Artigkeit. Der hohe Geist und die Liebenswürdigkeit Elvira's war dessen schönste Zierde und flocht die herrlichsten Blumen in den Lebenskranz ihres Gatten, der noch in seinem spätesten Alter die Stunde segnete, in welcher seine Blicke zuerst auf die hochherzige Nichte des Königs von Arragonien fielen, die er später mit gerechtem Stolze die seinige nennen durfte.

Der gelehrte Steinschneider führte alle die Absichten aus, deren er gegen Ximenes erwähnt hatte. Der Blick, welchen er auf das Herannahen seines Lebensziels geworfen hatte, war so richtig, wie derjenige, mit dem er die Verhältnisse dieses Daseins und seiner näheren und ferneren Umgebungen von jeher betrachtete. Man erhielt in Cordova die Nachricht, daß er glücklich bis Cairo gekommen, und von dort weiter gegangen sei. Dann aber fehlte lange jede sichere Kunde, bis sich endlich das Gerücht verbreitete, daß er von einem Fieber befallen worden und einsam in der Wüste gestorben sei. Jedenfalls wurde er nicht mehr in Cordova gesehen, und es mußte also die Schuld der Dankbarkeit, zu welcher sich der mächtige Cardinal gegen ihn bekannt hatte, ungetilgt bleiben, bis sie vor dem Stuhle eines höheren Richters ihre Erledigung finden konnte. —

Ferdinand von Arragonien hatte noch in seinem

Alter Liebe gesucht, nachdem er weder Zutrauen noch Freundschaft mehr einflößte. Er achtete weder der Gefühle seines Volkes, welches noch immer mit liebevoller Anhänglichkeit an dem hochverehrten Bilde Isabella's hing, noch der Ansichten seiner näheren Umgebungen, und setzte in der jugendlichen Germaine de Foix eine leichtsinnige, üppige, launische und vielfordernde Gefährtin auf den Thron neben sich. Eine bittere, jedoch gerechte Enttäuschung folgte diesem thörichten Traume. Er suchte sich von ihr wieder in der eifrigen Verwaltung der Staatsangelegenheiten zu erholen, und nachdem Navarra gewonnen und Oran durch Ximenes' rastlosen Eifer erobert war, sah er allerdings das Ziel so vieler mühevoller Jahre erreicht: Er hatte die mächtigste Monarchie Europas geschaffen, welche ihr Gebiet über drei Welttheile erstreckte und seinen Namen unsterblich machte. Und als er auf diesem Gipfel seiner höchsten Wünsche angelangt war, als das Ende seines ereignißreichen Lebens herannahte, sah er das Scepter, für dessen Behauptung er so viel Treulosigkeit und grausame Rücksichtslosigkeit aufgewendet hatte, aus seinen altersschwachen Händen auf seinen Enkel Karl den Fünften übergehen, den Sohn seiner wahnsinnigen Tochter und Philipp's des Schönen, den er so lange wie seinen bittersten Todfeind gehaßt hatte! — Der Cardinal Ximenes führte

noch zwei Jahre lang nach seinem Tode als Regent von Spanien das Scepter für den abwesenden jungen König Karl, und sicherte seinem Vaterlande durch seine kräftigen, wohlüberdachten Regierungsmaßregeln das Ansehen, welches es noch lange nachher in Europa genoß.

Ende des vierten und letzten Bandes.

